

iben

Co.

Michaelstr. 56/58
schleiferei
aller Art.

uhaus
eiler

O

seldorf

al

es

RT

rbestandes!

Terrarium

:

50 Pfg.

30 Pfg.

nen 30 Pfg.

velinghoven

stes Ausfluglokal

im Erfttal

nzert-Tanz

deschau

t, Wierfen, des

von 14 Uhr ab

registriertenhaus

g in der Reits-

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Logo

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 24 — Sonntag, 16. Juni 1935

Einen Sommer lang

Zwischen Roggenfeld und Hecken
führt ein schmaler Gang;
stüßes, seliges Verstecken
einen Sommer lang.

Wenn wir uns von ferne sehen,
zögert sie den Schritt,
rupft ein Hälmchen sich im Gehen,
nimmt ein Blättchen mit.

Hat mit Aehren sich das Mädel
unschuldig geschmückt,
sich den Hut verlegen nieder
in die Stirn gerückt.

Finster kommt sie langsam näher,
färbt sich rot wie Mohn;
doch ich bin ein feiner Späher,
kenn die Schelmin schon.

Noch ein Blick in Weg und Weite,
ruhig liegt die Welt,
und es hat an ihre Seite
mich der Sturm gesellt.

Zwischen Roggenfeld und Hecken
führt ein schmaler Gang;
stüßes, seliges Verstecken
einen Sommer lang.

Detlev von Liliencron.

Kahnfahrt

Kahnfahren im Stadtgarten ist eine Art von Haupt- und Staats-Aktion; natürlich gibt es auch da Ausnahmen, jene Snobs und „Seebären“, die gleichsam und sichtbar aus Mitleid mit dem Unternehmer auch einmal im Stadtgarten Kahn fahren oder paddeln. Sie schreiten die Treppe zum Weiher in einer Art herunter, wie sich etwa Nelson auf das Flaggschiff begeben haben mag. Sie rudern aus einer Art von Allotria-Stimmung heraus, und sie tun, wie wenn sie sich damit etwas vergäben. Ihre Heimat mag der „Vierer ohne Steuermann“ oder der „Einer“ sein, — so tun sie — ihre Laune treibt sie in die breiten und braven Kähne auf dem Stadtgartenweiher. Diese Laune muß dem umstehenden Publikum markiert und gezeigt werden; das kann man mit der Haltung, das kann man durch Schaukeln des Kahnes, das kann man auch durch lässiges Treibenlassen ... je nach Bedarf.

Für uns andere sterbliche Kreaturen ist das Kahnfahren auf dem Stadtgartenweiher ein irgendwie aufregendes Erlebnis mit Vorspiel und Nachspiel; am meisten sehenswert und deswegen beschreibenswert ist der Fall, daß der Vater eines Sonntagsmorgens im Stadtgarten mit ein, zwei, drei, vier oder gar fünf Kindern erscheint, um zu rudern. Der Entschluß ist natürlich nicht von heute morgen; er ist älter, vielleicht sogar noch aus dem vorigen Jahre. Seine Ausführung ist aus wichtigen Gründen bisher verschoben worden, bis heute morgen die Mama im Beisein der Kinder gesagt hat: „Sag, Heinrich, wolltest du nicht mit den Kindern mal rudern gehen?“ Die Kinder haben dem Vater die Arbeit der Antwort erspart; sie haben den Helden-vater, der eigentlich heute morgen lieber zum üblichen Stammtisch gegangen wäre, sozusagen umgerannt und haben gerufen: „Heut, ja, Papa, lammer rudere jehel!“ Vater hat seine Verpflichtung nicht vergessen gehabt und haut mit seinen Kindern ab.

Spaziergänger, die durch den Stadtgarten gehen, pflegen langsam zu gehen; Kinder aber, die zum Rudern gehen, sausen dem Ziele ihrer Sehnsucht entgegen. Die Vorfreude trägt sie wie aus Flügeln; nur Papa, der das jüngste an der Hand führt, geht in gemäßigter Gangart und wird an der Abfahrtsstelle im Stadtgarten von den übrigen Kindern in Empfang genommen; sie haben sich schon den Kahn ausgesucht, mit dem sie in „See“ stechen wollen; zwar sind sie nicht einig darüber, aber Vater entschließt sich dann mit Kennerblick für Kahn Nr. 3. Die ganze Familie geht an Bord, nachdem zuerst noch die Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Frage, wer denn zuerst rudern darf, durch Schiedsspruch — wieder vom Vater aus — behoben worden sind. Dann sticht das glückhafte Schiff in See. Die Route führt zunächst in die Mitte des Weihers. Hinten auf der letzten breiten Bank sitzt der Benjamin, dessen besondere Beaufsichtigung einem älteren Familienmitglied anvertraut ist; dann zieht Papa den Rock aus, und Mariechen knatscht, daß ihr bestes Kleid bespritzt worden ist. Josefke hält die Hand in das grün-graue Wasser, und Peter hat sich schon einen Zweig gefischt, den er melancholisch neben sich her durch das Wasser zieht. Vorne an der Spitze sitzt Karl, der fortwährend der Gefahr in das Auge sieht, mit anderen Kähnen zu kollidieren.

Nun müssen die verschiedenen Wünsche erfüllt werden bezüglich der Fahrtrichtung; einer will einmal an die Insel fahren,



Auf dem Stadtgartenweiher

Foto: W. Pfeifer, Neuß

der andere will unter die Trauerweide, ein anderer wieder will an die Brücke und wieder ein anderer an den Springbrunnen möglichst nahe heran. Ein weiterer Teil der Zeit wird mit dem häufigen Wechsel des Ruderamtes veran; dabei wird zuweilen ein wenig geschaukelt, was verschiedene Ordnungsrufe einbringt. Der Kurs wird durch eine Art von kollektiver Zusammenarbeit ausgemacht; die Kommandos dazu sind durchaus unzünftig; sie lauten: „mimm rechtel“ (Ruder) oder „mimm linkel“; trotz so allgemeiner Beteiligung an der Kursgestaltung des glückhaften Schiffes ist natürlich ein gelegentliches Anfahren der Ufersteine nicht zu vermeiden. Denn die Ufer ziehen magisch an. Auch Schwäne und Enten ziehen den Kahn an; beide Gattungen von Wasservögeln sind aber keine großen Freunde von rudern den Zeitgenossen; sie haben ihre Erfahrungen.

Romantische Naturen machen unter einem weithängenden Weidenbaum halt; ganz sichtbar erliegen fast alle Kahnfahrer dieser Lockung, und ganz romantische Naturen von Alleingängern nehmen sich sogar ein Buch mit, um unter solcher Weide zu lesen, wahrscheinlich „Hermann und Dorothea“ oder sonst was einschlägiges, vielleicht „Werthers Leiden“.

Väter aber und Mütter, die mit den Kindern rudern gehen, haben den Mund voll zu tun; es lauern eigentlich fortwährend die kleinen eingebildeten Gefahren der Seefahrt, wovon das Kahnfahren auf dem Stadtgartenweiher sicher eine Abart und eine Vorstufe ist; und weil dem so ist, muß zum Stillsitzen ermahnt werden, muß die Unternehmungslust, die nun einmal fast in jedem Kinde schlummert, gedämpft und gehemmt werden. Da ist das Umfahren des Springbrunnens, das Wenden an der

Brücke, da ist das Quirlen von Schwarz und tiefem Grün aus dem Grunde des Weihers, wenn das Ruder zu tief in das Wasser getaucht wurde — erregende und belebende Momente des kleinen, prickelnden Abenteuers erster Wasserfahrt.

Wenn die halbe Stunde um ist, winkt der freundliche Kahnverleiher einladend zum Anfahren; um diese zeitliche Wende herum befindet sich der Kahn meistens außer Sicht und möglichst weit von der Anfahrtsstelle; das ergibt die Möglichkeit größtmöglicher Ausnutzung der Tarifzeit.

Auch das Aussteigen ist ein Ereignis für sich. Zwar weiß ich nicht, ob schon jemals einer bei solcher Gelegenheit in den Stadtgartenweiher gefallen ist; aber die kleine, erregende Gefahr besteht doch offenbar bei dieser Gelegenheit. Und deswegen erfreut sich das Landungsmanöver auch der ungeteilten Aufmerksamkeit der dort wartenden „Landratten“. Und während Papa nach erster, glücklich überstandener Seefahrt mit den Seinen die Stufen wieder heraufsteigt, fährt „Kahn Nr. 3“ wieder hinaus in die grüne Wasserfläche, und die Blicke der Ausgeborenen folgen ihm nach, mit bedauernden Gedanken über die Flüchtigkeit des glücklichen Augenblickes.

Zu Hause aber erzählt man der Mutter, die mittlerweile das Sonntagsmahl gerichtet hat, wie schön es war, wer am besten rudern kann, und daß Vater „gleich“ nach Hause kommt, nachdem er sich unterwegs dennoch dem gewohnten Sonntagsmorgensfrühschoppen zugewandt hat.

„Navigare necesse est!“

F. H.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

(14. Fortsetzung)

„Mann Gottes!“ fuhr er dann fort und schlug mit kräftig auf die Schulter. „Sie sind wirklich zu beneiden. Fast anderthalb Jahre im Busch und noch nicht ein einziges Mal krank gewesen, noch kein einziges Mal gebohrt außer mit ihrer Schenkelschlinge, die übrigens vielleicht wirklich einen ganzen Wagen wert gewesen wäre. Aber jetzt ist nichts mehr zu machen. Ich habe King Dolly auf den Zahn fühlen lassen, und er freit alles ab. Na, Schwamm drüber.“

Konul Seh hatte Pipp insgesamt nur etwa 2000 Mark geschickt. Damit hatte der Kleine unten im Süden aber sicher keine großen Sprünge machen können. Ich bezahlte deshalb auch die Rückantwort, als ich ihm meine Ankunft in Blantyre telegraphierte und um einen Situationsbericht bat, für den ich ihm 20 Worte eingeräumt hatte.

Die Antwort traf am nächsten Mittag ein. Pipp wollte der Telegraphengesellschaft nichts schenken, er braute daher zwar sachlich, aber keineswegs kurz:

„Die eine Quetsche ist da. Die zweite Quetsche ist da. Die dritte Quetsche ist da. Alle sieben Quetschen. Kurra.“ Aufgabzeit: Ein Uhr nachts Diavi. Die Antwort hatte er sicher in einer Kneipe geschrieben...

Elftes Kapitel

Ohne Gepäck nach Johannesburg

Zwei Tage Fahrt — zwei Welten

Zwischen den trüben Fluten des Sambesi und der Vierelmillionenstadt Johannesburg, die sich wie eine graue Spinne mitten in den Goldbezirk des „Rand“ gesponnen hat, liegt nur eine Strecke wie etwa von Stralsburg nach Königsberg. Der Zug schafft es trotz der oft recht langen Aufenthalte in rund zwei Tagen. Zwischen den kleinen Orten im Massaland und der Metropole von Transvaal liegt aber auch eine ganze Welt.

Wer ein guter Dauerschlafers ist, kann bei 50 Grad im Schatten einschlafen und bei 15 Grad wieder aufwachen. Wer jedoch seine Augen offen hält, dem wird die lange Fahrt bestimmt nicht langweilig. Von Station zu Station ändert sich in dem Zug das Publikum. Während der ersten paar hundert Kilometer ist es durchaus nichts Unerhörtes, wenn ein Mitreisender plötzlich mit einem Aufschrei auf eine Wildschilde oder ein Mädel Springböck zeigt. Kaffern, Fraas und Bantustiefen tauchen am Wege auf. Manchmal sieht man irgendwo in der Gegend Brände aufflackern. Lange fährt man durch Strecken öfter Einsamkeit, die von keinem Baum beschattet werden und deren augenschmerzende Monotonie nur hin und wieder von Wasserbehältern an den Gleisen unterbrochen wird.

Und dann ändert sich das Bild. Farmgebäude tauchen auf, die typische südafrikanische Vegetation mit ihrem melancholischen Netz fesselt das Auge. Dann kommen auch städtische Städte, und Massen der Überlandzentralen, Autos auf glatten Chaussees, Reflektoren begleiten den Zug. Schließlich flackert in der zunehmenden Dämmerung des Abends lobende Feuer aus Höfen und Zechen auf, das Pfeifen und Kreischen von Drahtseilbahnen durchschneidet die laue Luft, der Donner von Sprengungen brüllt dumpf an das Ohr, bis der Zug durch das Lichtmeer einer großen Stadt kriecht und im Bahnhof von Johannesburg hält.

Wenn man dann im Auto über breite asphaltierte Straßen ins Hotel fährt, muß man sich erst in den Arm reifen, um sich davon zu überzeugen, daß man noch ist, denn es sind ja erst drei Nächte her, daß man im Busch oder auf der Matte überlückender Negerhütten geschlafen hat.

Der Portier des „Colonial“ machte ein etwas erstauntes Gesicht, daß ich ohne Gepäck aus dem Massaland eintrübte, die Herren im Smoking in der Halle des Hotels musterten kritisch lächelnd meine beiden Sessel und Samachen, ein kleiner Kaffernjunge in knallroter Uniform bot mir die „Rand Daily Mail“ an, hinter künstlichen Palmen leuchtete und wimmerte eine kleine Jazzband, der Clerk war die Höflichkeit selbst, hat mich aber immerhin in Anbetracht des mangelnden Gepäcks, im voraus zu bezahlen.

Ich war wieder in die misstrauische Zivilisation zurückgekehrt.

Mein Ansehen steigt.

Am nächsten Tage stieg übrigens mein Ansehen im Hotel beträchtlich, als ich durch das Hotelbüro sechstausend Mark an Pipp überweisen ließ. Das war eine Vorsichtsmaßnahme, da Johannesburg nicht gerade als die sicherste Stadt unseres Globus gilt. Gewisse Erfahrungen hatte ich schon am Vormittag sammeln können, als ich für einen Dampfer der Theben Steamship Co. meine Passage von Kapstadt nach Walvisbaai bezahlte. Ich hatte unvorsichtigerweise dabei meinen ganzen Geldsack gezeigt, worauf ich bis in mein Hotel von zwei wenig vertrauenerweckenden Gestalten verfolgt wurde.

Die beiden Ehrenmänner machten sich auch in der Hotelbar an mich heran und ich zeigte ihnen nur deshalb keine kalte Schulter, weil ich glaubte, durch eine Unterhaltung mit ihnen am besten ihre Absichten erkennen zu können.

Aber vielleicht war ich auch nach anderthalb Dugend Monaten im Busch und auf dem Bad reichlich misstrauisch geworden. Wir saßen uns zusammen, und nach den ersten beiden Runden mußte ich mir mit einem leisen Geflüster der Beschränkung selbst eingestehen, wie leicht man sich irren konnte.

Was hatten diese beiden bageren Männer in den schnittigen Anzügen und mit den ausgehörrten Gesichtern

nicht schon alles erlebt! Wie kläglich und dürrig nahmen sich gegen ihre Erfahrungen meine eigenen kleinen Abenteuer aus.

„Weiter, eine Runde!“

Wie konnte ich nur diese verständigen, erfahrenen Leute so verkennen? Wer hätte mir so gute Ratschläge erteilen können wie der Herr zu meiner Rechten, den sein Partner immer mit „Colonel“ (Oberst) anredete und der wirklich so aussah, als ob sich mehr als ein Kolonialkrieg in die Furchen seines faltigen Gesichtes eingegraben hätte.

„Noch einmal, Walter!“

Außerdem redeten mir die Leute keineswegs zum Munde, wie es Leute mit unehrlichen Absichten zu tun pflegen. Sie warnten mich vor Südwest, und der Partner des „Colonel“ wollte sogar eine Wette darauf eingehen, daß ich niemals nach Diavi käme. Der „Colonel“ wollte sich vor Sachen über die Prophezeiung ausschütten.

„Weiter, die Flasche auf dem Tisch lassen!“

Ja, es wurde ein echter fernerer Abend, wie ich ihn mir in Gemeinschaft mit den verwiterten, handfesten Männern Südafrikas immer vorgestellt hatte. Er wurde vielleicht sogar etwas übertrieben fern, aber darf man in dieser trüben Zeit einen Grund zum Feiern übersehen?

Nein, und nochmals nein! War man denn anderthalb Jahre im Busch gewesen, um ein Dackmäuser zu werden? Nein, und tausendmal nein.

„Weiter, Kap-Champagner!“

Ich, es wurde ein feierlicher Abend in der hübschen Bar des Colonialhotels. Lachend und vielleicht auch nicht ganz sicher auf den Füßen ging ich um drei Uhr nachts in mein Zimmer. Aber der beste Spaß für meine Barfreunde war sicher der Umstand, daß ich beim Aufwachen bemerkte, daß ich meine Briefstube gegen einen grandiosen Rater eingetauscht hatte. Mein ganzes Geld war weg und mit dem Geld meine Schiffstare...

Der letzte Schilling

Und dann ging das Suchen los, das fieberhafte Suchen. Warum setzen die Schneider nur so wenig Taschen in die Herrenanzüge? Man könnte sonst doch noch länger der schwachen Soffnung fröhnen, daß sich die Briefstube irgendwohin verfrümmelt hat.

Aber es half alles nichts. Eine zerfütterte Pfundnote und drei Schillingstücke waren alles, was ich finden konnte.

BLICK IN DIE WELT

Was bedeutet der Turmhahn?

Der Turmhahn, der gleichzeitig als Wetterfahne dient, ist ein allbekanntes Wahrzeichen. Warum aber nahm man zu diesem Zweck gerade einen Hahn? Der Brauch ist uralte und auf die Geschichte des Neuen Testaments zurückzuführen, die den Hahn zum Symbol der Wachsamkeit machte, die Erzählung von dem Hahn, dessen Sträßen das Gewissen des Petrus weckte, als er den Herrn verleugnet hatte. Doch schon vor der christlichen Zeit kannte man den Hahn. Galt er damals auch nicht als Warner, so doch als Räuber des Lichtes, als Symbol des Sieges guter Geister über böse Dämonen. So weist zum Beispiel in der Edda Walhall goldblumiger Hahn die siegreichen Selden. Bei den alten Griechen verschleucht der Hahn „die Schatten der Nacht“, und die Perser kennen ihn als Wächter gegen den Herrn der Hölle.

Japanische „Erdräher“.

Was ist das Gegenteil von einem Wolkenträger? Der „Erdräher“. Ein japanischer Architekt hat eine Reihe von Häuserplänen entworfen, die zehn und mehr Stockwerke in die Erde hineingebaut werden sollen. Man vertritt sich von dieser Bauweise erdbebensichere Häuser, und japanische Geologen unterstützen die Projekte des Architekten. Das erste derartige Gebäude soll 40 Stockwerke in die Erde hinabreichen, enthält moderne Ventilationsanlagen und wird durch Spiegelreflektoren, die das Sonnenlicht hinabstrahlen lassen, erleuchtet. Man rechnet mit einer Tiefe von 300 Meter und veranschlagt die Kosten auf zwei Millionen Dollar.

Eine graufige Entdeckung.

Juan Perez, ein spanischer Holzfäller in den Pyrenäen machte dieser Tage einen graufigen Fund. Nachsichtswelt zwischen Klippen und Gebüsch verirrt, suchte er bei einem Gewitter Unterschlupf in einer Höhle, die nur leicht verschüttet war. Kaum hatte er aber ein Feuer entzündet, so stürzte er aus seinem Asyl, denn ungefähr ein Duzend Gerippe lagen vor ihm. Als er später den Lehrer und den Pfarrer des Dorfes an die unheimliche Stelle führte, stellte man fest, daß vor vielleicht hundert Jahren eine Jagdgesellschaft sich hier zur Ruhe niedergelassen hatte. Anscheinend wurden die Jäger durch Bodengase betäubt und dann vergiftet. Auf diese Weise würde sich auch eine alte Mär erklären, die berichtet, daß ein böser Herzog samt seinem Gefolge ins Gebirge geritten und nie wiedergekommen sei.

Reförde in Mieten.

Die Lunsreförde in den USA ebten mit Beginn der amerikanischen Krise erheblich ab. Zimmer gibt es heute noch in New York einige unzeitgemäße Erfindungen, die es sich nicht nehmen lassen, an das Herz des Progen zu appellieren. Dazu gehören einige der Komfortwohnungen, in welche der Architekt ganze Möbel mit hineinbauen ließ. Die höchste Miete für eine derartige

Nur in der Gürteltasche stecken neben der Kapsel des alten Buren noch zwei Rupienstücke aus Sankibar.

Das war ein Malheur, aber noch keine Katastrophe. Ich war ja immer noch wohlhabend, denn ich besaß ja ein ansehnliches Konto bei Pipp in Südwest. Je mehr mein Rater nachließ, um so freundlicher sah ich in die Zukunft. Ein Telegramm nach Diavi — und morgen würde ich ein paar tausend Schilling in der Hand haben.

Ich opferte fast ein Pfund, um mir von Pipp telegraphisch hundert Pfund anweisen zu lassen. Es war das erste Telegramm an Pipp, dessen Rückantwort nicht bezahlt war.

Als ich aus dem Telegraphenbüro heraustrat, meinte ich, die Sonne heller scheinen zu sehen als je. Geradezu in meine Arme (nicht buchstäblich zu verstehen!) lief Hertha Cortini, die in Begleitung eines älteren Herrn die Krueger-Road hinabgeschlendert kam, erst ihren Augen nicht zu trauen schien und mir dann mit ausgereckten Händen entgegenlief. Ihr Begleiter trat einen Schritt zur Seite.

Nach den ersten hastigen „Wie geht's?“ und „Woher?“ und „Wohin?“, auf die ich Rede und Antwort stand, ohne natürlich meine Blamage vom Abend vorher zu erwähnen, rief Hertha:

„Das ist ja herrlich! Heute Abend gehen wir ins Lloyd-Hotel und können uns wieder mal richtig aussprechen. Hast du Lust?“

Und ob ich Lust hatte! Aber dennoch blieb mir nichts anderes übrig, als mit bedauerndem Gesicht abzusagen. Heute nicht, aber morgen! Ja, morgen hätte sie leider keine Zeit. Aber übermorgen? Gut — übermorgen im Lloyd!

Warum ich für den heutigen Abend absagte? Kann man sich denn unter zivilisierten Verhältnissen mit vier Schilling und zwei Rupien in der Tasche im ersten Hotel einer afrikanischen Großstadt mit einer Dame treffen? Und kann man einer Dame sagen, daß man heute nicht bei Kasse sei? Nein, da fällt einem denn doch doch leichter...

Zimmerhin feierte ich das unverhoffte Wiedersehen für mich allein in einem deutschen Restaurant bei einigen Gläsern Dortmunder Bier. Als ich in das Hotel zurückkam, besaß ich noch genau einen Schilling.

(Fortsetzung folgt.)

Wohnung in New York beläuft sich auf 40 000 Dollar jährlich und muß für eine aus 15 Räumen bestehende Wohnung bezahlt werden, die in den drei höchsten Etagen eines 32 Stock hohen Hotels an der Park Avenue liegt. Das Wohnzimmer dieses kostspieligen Appartements umfaßt mit zwei langen Gängen das ganze höchste Stockwerk des Hotels.

Ägypten in Amerika.

Schon lange vermutet man Zusammenhänge zwischen der alten amerikanischen Maya-Kultur und der frühägyptischen Entwicklung. Es gab verschiedene Hieroglyphen, die man für übereinstimmend in Form und Bedeutung halten mußte, gewisse Geräte zeigten Verwandtschaft usw. Nun fand man bei Ausgrabungen auf der mittelamerikanischen Halbinsel Yucatan zwei Steinbildwerke, die auffallende Ähnlichkeit mit den ägyptischen Spinnern haben. Die Vermutung, daß früher einmal eine Reihe von heute versunkenen Inseln, vielleicht gar ein vom Meer verschlungener Erdteil Atlantis, eine Brücke von Europa zum amerikanischen Festland bildeten, ist die Grundlage für die Annahme, daß ägyptische Kultur und Kultur der Maya eine gemeinsame Wurzel haben.

Das Hotel der 100 000 Hühner.

Mit großen Kosten wurde vor einer Reihe von Jahren in dem amerikanischen Lunsbad Miami ein riesiges Hotel gebaut, das Hunderten von Gästen Platz bieten sollte und natürlich mit allem nur erdenklichen Komfort ausgestattet wurde. Es war gerade fertig, als die Wirtschaftskrise begann und die Amerikaner es sich dreimal überlegten, ob sie ihr knappgewordenes Geld in dem sinnlos teuren Miami ausgeben sollten. Auch der Gesellschaft, die das Hotel gebaut hatte, war inzwischen das Geld ausgegangen. Sie konnte das Hotel nicht halten und war froh, als sich kürzlich ein Geflügelzüchter fand, der das Hotel für einen verhältnismäßig geringen Preis übernahm. Hotelhalle, Salons und Schlafzimmer wurden schamlos umgebaut, und aus ihnen entstanden riesige Ställe und Käfige für Hühner und Tauben. Amerikanische Zeitungen berichten, daß in dem Lunsshotel a. D. zur Zeit 110 000 Hühner und 40 000 Tauben untergebracht sind.

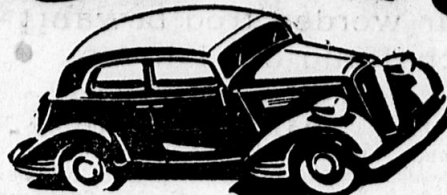
Wie ist das mit dem Selbstrid?

Es wird nicht lange mehr dauern, und eine Kommission englischer Wissenschaftler wird sich auf den Weg nach Indien machen, um endlich und gründlich festzustellen, was an den Wandern des Olenz ist, mit denen Kalte und Yogis den abendlichen Versuchern die Augen verblenden. Vor allem soll der berühmte Selbstrid geprüft werden, von dem alle Indier und alle Touristen hingenissen sind, der Trid, bei dem der Gantler ein Zell im Freien in die leere Luft wirft, das Zell fliehet und ein in Anabe hinaufsteuert. Lord Curzon, der im Jahre 1899 Vizetönig in Indien war, legte bereits einen Preis aus für den, der ihm den Selbstrid vorführt, fand aber keinen, welcher dazu bereit war.



Um Neuss herum

Mit Auto, Photoapparat und guter



Laune zum Landkreis

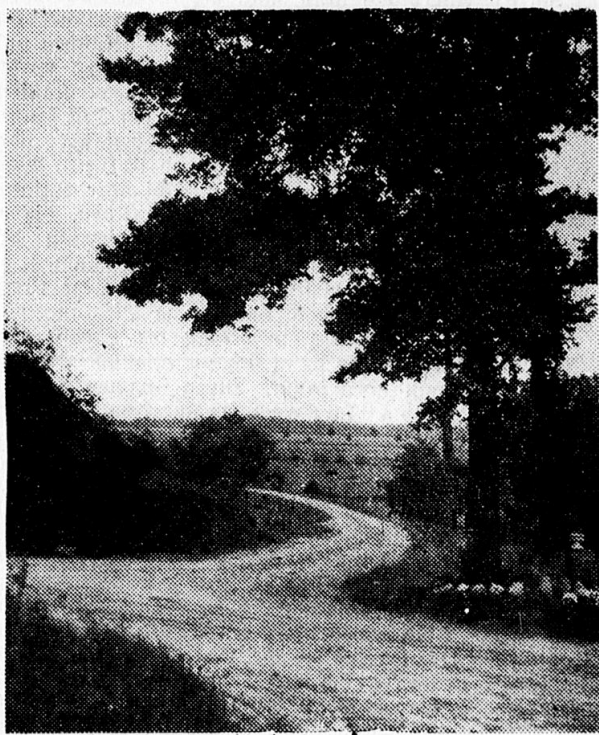


Man sollte wirklich nicht den Atlas befragen, wenn man schöne Punkte der Heimat aufsuchen will, man kann sich da auch nicht immer auf den Bäderführer verlassen; denn oft sind es gerade die Punkte abseits der großen Straßen, vielleicht versteckt in einer kleinen Mulde, die man überhieht, irgendwo, wozu man nur einmal durch einen Zufall verschlagen wird, wo die Heimat in ihrem ganzen Wesen, in ihrer innigsten Schönheit atmet.

Nun, ein Zufall war es gerade nicht, der uns nach

Broich bei Gohr

höflich, und unbekannt war uns
Narbe, auch nicht, das da am
Narbe des Bruchlandes zwische
den Randspalten, einmündet,
schen, das nicht einmal auf
eines, eingezeichnet ist, son
zu erkennen muß man schon
tag eines Stunden dort ver
t — Wir sind natürlich mit
und zwar über die neue Berg
mit dem Postamt dahin oder
dinter Gehr taucht am Narbe
a p e l l e n s auf mit zwei
nach links schaut, so sieht man
von Häusern liegen. Das ist
welches das Narbezeichen des
eine Kreuzesgrube, um die
pelle erbaut wurde: „Dieses
Jahre 1860 von den Eheleuten
wurde umgebaut im Jahre 1910



Wege durchs Broich.

und dem Wählenduch sich in die Landschaft einschmiegt. Aber das dieses kleine Dörfchen, das nicht einmal auf allen Karten unseres Landkreises eingezeichnet ist, eine solche Fülle von Reizen bietet, das zu erkennen muß man schon einmal an einem schönen Nachmittage einige Stunden dort verbringen. Wie man dahin gelangt? — Wir sind natürlich mit unserem MGZ-Muto gefahren, und zwar über die neue Bergheimer Straße. Man kommt auch mit dem Postauto dahin oder zu Fuß auf reizvollen Wegen. Kurz hinter Gohr taucht am Rande der Straße auf einmal ein kleines K a p e l l e n auf mit zwei Türmen, und wenn man dann nach links schaut, so sieht man zwischen Bäumen eine Anzahl von Häusern liegen. Das ist Dörsch. Seit 1910 ist das Kapellchen das Wahrzeichen des Dörfchens. Vorher war dort nur eine Kreuzgruppe, um die, wie eine Inschrift kündigt, die Kapelle erbaut wurde: „Dieses Kreuz errichtet zur Ehre Gottes im Jahre 1860 von den Gehrleuten Adolf Peters und Cath. Cremer, wurde umgebaut im Jahre 1910 von Herrn Adolf Peters.“

Schon vor vielen Jahrhunderten hat man erkannt, daß sich an dieser geschätzten Stelle auf jenedem Hügel. Sogar eine Burg hat einmal dort gestanden, wovon im „Glemen“ berichtet wird: „Im Dorfeile (von Göhr), Bröich“, an der Stelle „Ihr Burg“ wurden 1878 die 66 cm. starken Grundmauern zu einem vierseitigen Baue von 28 Mr. Länge und 4,51 Mr. Breite aufgedeckt, der an der gegen Osten gelegenen Längswand eine Ausbiegung erkennen ließ, die von einem halbkreisförmigen Vordringe herzuführen schien. In der Mauerwerk fanden sich römische Kauffeine und römische Gußmauerwerk verwandt. In der Mitte des Gebäudes ward eine Wandstich bloßgelegt, die auf eine plöglie Zerstörung deutet. Neben dem Bauwerk wurden zwei menschliche Skelette gefunden, bei dem einen ein Sporn. Die Anlage war wahrscheinlich eine fränkische oder frühmittelalterliche Warte mit Wächterwohnung.“

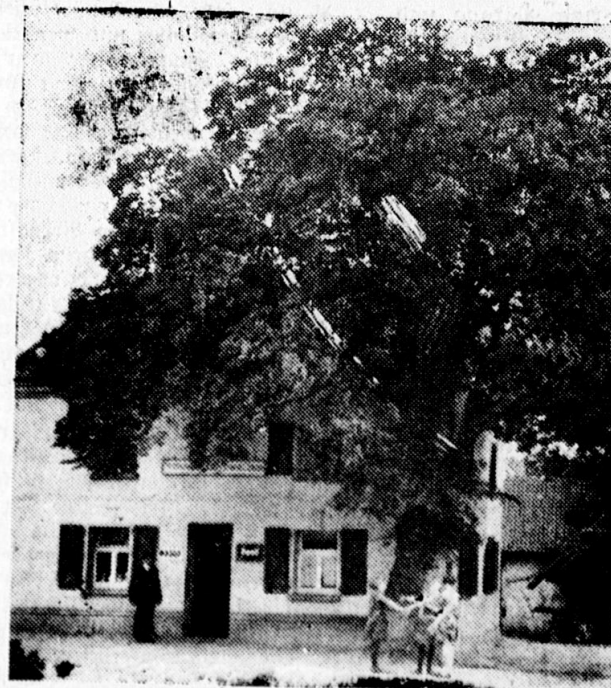
Der „Flerhof“ ist im Besitz der Familie Peters, und Philipp Peters, der „Fler-Uehm“ ist mit seinen 84 Jahren noch gesund und rüstig, und mit Stolz zeigt er uns diese alten Dokumente.

Es wird wohl keinen mehr geben, abgesehen von denen, die in jenen Urkunden lesen können, — der weiß, daß der Flechhof, wie er heute genannt und geschrieben wird, einstmals anders

Vipulst, des heiligen römischen Reiches Reichsgraf, Josef Wilhelms mit dem hochklingenden Namen beider von Fugger an Peter Ohrems und seine Hausfrau Sofia Fohrentz Hof und Land zu zwei Teilen, und an Hermann Angenfeld, Hermann Fäiser und Eva Zimmermann zum anderen Teil gegen eine „sichere, beiderseits Zahnpacht“ verpachtet. Die Gesamtzahl sollte betragen je 18 löthiche Walter Roggen, Gerste, Hafer, drei wohlgemästete Schweine nicht unter 150 Pfund, was alles auf Nemigius jährlich zu erstatten war. Durch die Teilverpachtung traten Venderungen ein und so wurden die Schweine mit Geld abgelöst. Etern waren einige Käiser und auf St. Martin gemästete Gänse zu liefern. Daß man Verstandnis für den Bauer hatte, beweist, daß in dem Pachtvertrag festgelegt wurde, daß bei Mißpachs, Hagelschlag oder Kriegsschäden die Pacht zum Teil nachgelassen werden sollte.

12 Peter Ahrem oder wie er später heißt Ahrem, hatte schon 12 Jahre vorher den Weitz zum erstenmal angewacht; eine Neuverpachtung geschah alle 12 Jahre. Daß er seinen Verpflichtungen immer pünktlich und gewissenhaft nachkam, beweist ein Nuttungsbuch, in dem die Dinstfakerei die Entrichtung der Pacht genau aufzeichnete. Für 1727 aber steht da verzeichnet: „Weizen durch haagelwetter alle frucht im felst erchlagen, also war, daß noch von der winter noch immer frucht der lamen geblieben, dahero dem Schirbuch halsman die völlige frucht in Pacht von dieses Jahr nachgelassen, die fette schwein aber mit 20 Rthl., die 2 Kälber mit 5 Rthl. bezahlet, und die 2 gänse in natura geliefert, so hiermit becheime eigenhändig. Doi. Wil. Fugger, Jäger, Dumm Custer.“

Später ging das ganze Besitztum in die Pacht von Peter Ahrem über, dem es dann bis zur Säkularisation verblieb. Durch den Verkauf im Verlaufe der Säkularisation kam es 1809 in die Hände der Vorfahren der Familie Peters, die auch heute noch, wie schon gesagt, den uralten Sitz bewohnen.



Unter der schattigen Linde

gefeiert. Der Zellensieferant hatte den seltenen Namen „Teufel“ und bald hieß es in der Umgebung: „Broid hat den Teufel im Zell“. Bald schon war das Fest in der ganzen Gegend als eine humorvolle Angelegenheit bekannt, und zur Hebung dieses Humors trug nicht wenig der schon genannte Kirmes Chrefsch, der eigentlich Christian Wehen hieß. Wo der mit seinem „Venechwarm“, das waren viele Kinder, sich niederließ, da gab es Freude genug, und Kirmes Chrefsch fehlte auch bei seiner Kirmes im ganzen Umkreis. Einmal hat man nach einer Wette einen Bud aus Kirmeszelt geführt, und die ganze Angelegenheit, bei der auch eine erboste Ehefrau eine Rolle spielte, ist der Nachwelt in Gedichtform erhalten geblieben. Höle wurde es in dem schlimmsten Inflationsjahr 1923, als man das Geld nicht aufbringen konnte, um ein Zell zu mieten. Man hatte schon alle Dofnung aufgegeben, da brachten 2 Tage vor dem Fest die Gohrer ihr Zell auf Broder Gebiet, und so konnten doch die „Millionen“ und „Milliarden“ verzehrt werden.

Inzwischen ist auch die Saalfrage gelöst worden, da der Verein jetzt gegenüber seinem Gasthaus an der alten schattigen Linde einen Teil der Kegelhalle errichtet hat, die einst in Düsseldorf auf der Geselei stand. Hier wird nun die alte frohe Tradition fortgesetzt, an der alt und jung von Broich hängt. Und wie früher lautet auch heute noch die Frage: „Dohst er och em Gelog möt?“

Vielleicht tun wir auch einmal mit, als Gäste natürlich.
Auf Wiedersehen, liebe Leserinnen und Leser, bis zur nächsten
Fahrt, irgendwo um Neuß herum.

Niebiß:

Aufnahmen W. Pfeifer, Neuß



Links der „Flege Uehm“, mit 84 Jahren der Senior.

Vier Mitbegründer des Brolicher Bürgervereins.

Drüßfn Vindlne in Brösilinn

Deutsche Eigenart, Sitte und Kultur werden treu bewahrt — Die Wirtschaft und Bewirtschaftung des Landes

Die Bevölkerung Brasiliens ist ein Gemisch der verschiedensten Rassen und Nationalitäten. Seine Ureinwohner, die Indianer, sind heute eine kleine Minderheit der Gesamtbevölkerung und leben meist in den unendlichen Urwäldern, welche zum großen Teil als unerforschte Gebiete auf den Landkarten verzeichnet sind. Zu dieser braunen Rasse kamen nach der Besitzergreifung Brasiliens durch die Portugiesen im 15. Jahrhundert Abenteurer und Siedler aus Europa, besonders aus Portugal. Um für die großen Siedlungen die erforderlichen Arbeitskräfte zu erhalten, wurden später schwarze Sklaven aus Afrika in großer Zahl — etwa 15 Millionen — eingeführt. Der heutige Brasilianer ist eine Mischung der Ureinwohner mit Weißen, besonders den Portugiesen, wie auch zwischen den Negern und Weißen. Unter dieser Gesamtbevölkerung befinden sich etwa 2½ Millionen deutsche Einwanderer und solche, die von deutschen Einwanderern abstammen. Der größte Zustrom an deutschen Einwanderern nach Brasilien erfolgte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Die spätere Zuwanderung war im Verhältnis zu der Einwanderung aus anderen Ländern (Italien, Japan, China) gering. Eine etwas stärkere Einwanderung erfolgte in der Nachkriegszeit, als die Vereinigten Staaten die Zuwanderung durch Kontingentierung einschränkten.

Eines haben jedoch alle deutschen Einwanderer gemeinsam, die Beibehaltung deutscher Eigenart, Sitten und Kultur. So trifft man hier Kolonisten, deren Großvater bereits einwanderte, die aber in den Jahrzehnten ihres Aufenthaltes deutsche Kultur, Sitte und Sprache weiter pflegten bis auf den heutigen Tag. Ja, viele verstehen nicht einmal die Landessprache und sprechen ihren pommerischen oder schwebischen Dialekt, trotzdem sie wie auch ihre Eltern hier geboren sind. Das ist allerdings nur zu verstehen, wenn man die großen Entfernungen der Kolonien und die damit verbundene geistige und kulturelle Abgeschlossenheit berücksichtigt. Andere wieder haben ihre deutsche Abstammung hervor, obwohl sie kein Wort der deutschen Sprache mehr verstehen. So rühmte sich der Führer der Integristen (Nationalisten), von einem deutschen Einwanderer abstammen. Durch die Ansiedlung von Verwandten und Bekannten und durch die Erziehung der verschiedensten Gemeinschaftssiedlungen entstanden so allmählich deutsche Kulturgebiete inmitten eines fremden Landes mit all ihren deutschen Sitten und Gebräuchen.

Durch die große Verschiedenheit der Bodenverhältnisse und des Klimas in dem ungeheuren Lande Brasilien war es nun natürlich, daß sich die deutschen Kolonisten für ihre Ansiedlung mehr auf den subtropischen Süden des Landes beschränkten. Das tropische Klima des Nordens ist für deutsche Siedler ungeeignet. So verteilen sich die Deutschen fast ausschließlich auf die brasilianischen Staaten Rio Grande do Sul, St. Katharina, Paraná und St. Paulo. Der etwas nördlicher gelegene Staat Minas machte alle Anstrengungen und wendete große Mittel auf, Deutsche in seinem Staatsgebiete anzusiedeln, doch scheiterten alle Unternehmungen an dem für Deutsche untragbaren Klima. Viele deutsche Siedler, besonders Ostpreußen, mußten die verlockenden Angebote der Regierung mit ihrem Leben oder schweren Fiebererkrankungen bezahlen. In den genannten südlichen Staaten dagegen trifft man große Kolonisationsgebiete mit fast rein deutscher Bevölkerung. Auch hier sind die klimatischen Verhältnisse sehr verschieden und wechselt oft in Entfernungen von 20 Kilometern außerordentlich. Doch sind sie fast durchweg für eine Besiedlung und dauernden Aufenthalt für Deutsche geeignet, ohne daß größere gesundheitliche Nachteile entstehen. Allgemein kann der Grundsatz gelten, daß sich Deutsche nicht im Bananenlima ansiedeln sollen, d. h. in einer solchen Gegend, in der die Bananen gut gedeihen.

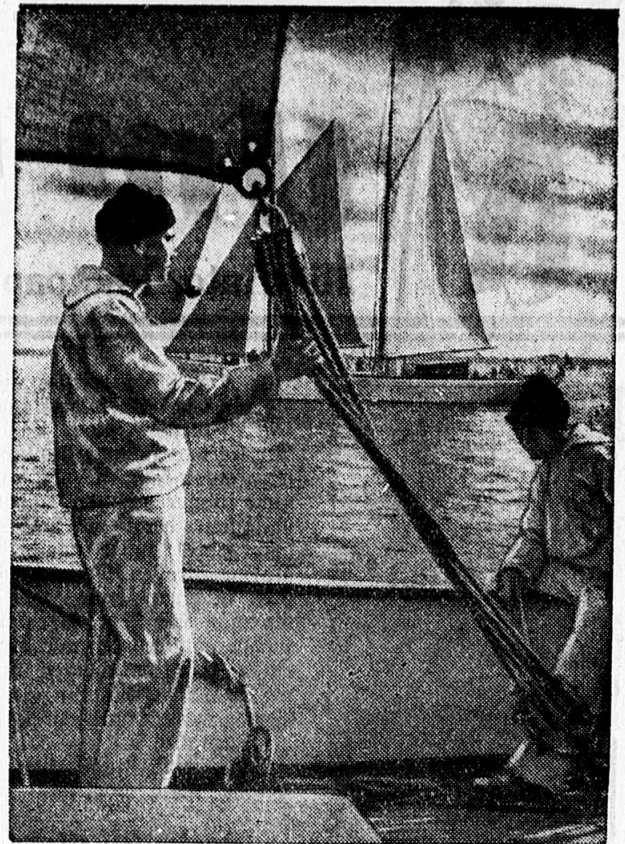
Die wirtschaftliche Lage der deutschen Siedler hängt natürlich von der wirtschaftlichen Lage des Landes ab. Brasilien ist ein Agrarland mit ungeahnten Produktionsmöglichkeiten für landwirtschaftliche Produkte aller Art. Seine Industrie steckt größtenteils in den Anfängen und verteilt sich auf die Großstädte des Landes. Um sie zu schützen, werden von allen eingeführten Industrieerzeugnissen hohe Zölle erhoben. Die Ausfuhrmöglichkeiten für die überschüssigen Agrarerzeugnisse sind infolge der gleichen Maßnahmen der Industrieländer sehr beschränkt. So wurden ungeheure Mengen Kaffee vernichtet; auch für andere Erzeugnisse finden sich keine Abnehmer. Die Folge davon war ein gewaltiger Rückgang der Preise für Agrarprodukte. Der Kolonist erhielt z. B. für die Arrabe (15 Kilo) Schlachtgewicht für Schweine 1928 noch 30—38 Milreis und im vergangenen Jahr

im Durchschnitt 12 Milreis. Zurückzuführen ist dieser große Preisrückgang auf die geringe Ausfuhr an Schmalz. Sind so alle Produkte, welche der Kolonist erzeugt, im Preise gesunken, so steigen zugleich alle von ihm benötigten Industrieerzeugnisse wie Geräte, Maschinen und die meisten Bekleidungsartikel. Eine große Wichtigkeit spielt dabei auch, daß die meisten Industrieerzeugnisse von Ländern mit höherem Währungsstande eingeführt und außerdem mit den hier sehr hohen Zöllen, Steuern und Transportkosten belastet werden. Die Wirtschaftslage der Siedler, besonders der deutschen Siedler, ist dadurch seit einigen Jahren eine denkbar ungünstige.

Die Bewirtschaftung der Kolonien ist fast durchweg eine extensive. Nur selten findet man eine intensive Wirtschaft, so wie sie in der deutschen Landwirtschaft allgemein betrieben wird. Allerdings kann man bei den deutschen Siedlern mehr von einer halbintensiven Bewirtschaftung sprechen. Dabei ist der Unterschied zwischen den deutschen und brasilianischen Siedlern noch so groß, daß man aus weiter Entfernung schon erkennt, wer die Kolonie bewirtschaftet. Hier schmucke Häuschen mit gepflegten Gärten, ein Teil sauber gehaltenes Pflanzland und geordnetem Viehbestand; dort kleine Holzhütten, umgeben von Gestrüpp und Unkraut. Wohl pflanzt auch der Brasilianer etwas Mais, Cibi oder Bataten an, überläßt die Ernte jedoch meist den Schweinen, die er nachher verkauft. Eine weitergehende Intensivierung der Kolonien wird in absehbarer Zeit nicht in Frage kommen, da dafür wichtige Voraussetzungen fehlen. Wenn auch die Preise für Siedlungsland nicht sehr hoch sind, da ja Siedlungen in großer Zahl angeboten werden, und auch die Steuern für Kolonisten sehr gering sind, so lohnt sich der intensivere Anbau unter den jetzigen Umständen kaum. Hinzu kommen noch die großen Preisschwankungen, welche dem Kolonisten Sorge bereiten. Die Verkaufspreise für die meisten Erzeugnisse schwanken im letzten Jahre um das Doppelte. Für Schweine wurden in den Monaten März bis Juni 8—9 und im November bis Dezember 18—20 Milreis für die Arrabe (15 Kilo) Schlachtgewicht bezahlt. Mais kostete im Januar bis Februar 8—8½ und im Dezember 18—20 Milreis pro Sack (60 Kilo). Wenn sich die großen Preisschwankungen innerhalb eines Jahres immer wiederholen, so ist der Kolonist doch nicht in der Lage, ihnen ganz durch Zurückhaltung der Erzeugnisse zu begegnen. Das einzige, was eine gewisse Preisstabilität behält, ist die Milch und Butter. Für den Liter Vollmilch bezahlte die Molkerei-Gesellschaft das ganze Jahr 200 Reis. Dieser Preis ist allerdings so gering, daß sich eine größere Viehhaltung bei dem allgemein geringen Milchverbrauch der Kühe kaum lohnt. Der Durchschnittsertrag an Milch ist pro Kuh und Tag etwa 4 Liter, da die Zucht leistungsfähigen Milchviehes noch in den Anfängen steht. Um eine solche Kuh zu kaufen, muß der Kolonist 27 Liter Milch abliefern.

Für eine intensivere Bewirtschaftung spielt besonders auf der älteren Kolonie die Düngerfrage eine große Rolle. Bei der hier betriebenen Viehwirtschaft fällt nur sehr wenig Stallmist an und künstlicher Dünger ist noch etwas unbekannt. Derselbe wäre auch viel zu teuer und daher vorerst unrentabel. Auf die Dauer sind jedoch auch auf dem besten Boden keine Erfordernisse ohne eine Düngung zu erwarten, trotzdem das Land eine große Fruchtbarkeit besitzt. Daß auf ein und demselben Lande 8—10 aufeinander folgende Ernten Mais erzielt werden, ist keine Seltenheit. Um die Düngerfrage zu umgehen, wird jedes Jahr ein Teil der Kolonie urbar gemacht und bleibt nach der Ernte wieder 4—5 Jahre liegen. Schnell ist das Land wieder von Gebüsch und Bäumen überwachsen. Vor der Bepflanzung wird alles niedergemacht und nach Trocknung angezündet. Die größeren Bäume verbrennen dabei nicht und geben das Brennholz. Ein Pflug und andere Maschinen können bei der Bearbeitung des Landes nicht angewendet werden, da die Stubben in der Erde verbleiben. Die ganze Verarbeitung erfolgt mit der Hacke. So wechselt die Bebauung fast jedes Jahr. Eine Kolonie muß zur Ertragsmöglichkeit eine Größe von 100—150 Morgen besitzen. Die Durchschnittsgrößen betragen 120 Morgen.

Doch auch andere Faktoren spielen eine große Rolle. So vor allem die große Bedürfnislosigkeit der Kolonisten. Die überwiegende Mehrzahl wohnt weit draußen im Urwald und hat bei den großen Entfernungen (oft 30—50 Km.) nur ein oder zweimal wöchentlich die Möglichkeit, zu einem größeren Siedlungsorte (Stadt) zu gelangen. Daß hier keine großen Bedürfnisse entstehen, ist erklärlich. Auch



Heinrich Hoffmann (M).

Segelsport mit „Kraft durch Freude“ auf der Ostsee.

Bei der Ausfahrt in die offene See.

Eine Aufnahme vom Beginn des Jahrtausendfestes, das das Reichsportamt der NSD. „Kraft durch Freude“ jetzt in sein Freizeitprogramm aufgenommen hat und in siebentägigen Kurten auf der Ostsee durchführt.

fehlt der Anreiz zu anderen als unbedingt notwendigen Einkäufen durch das Fehlen der Kleiame. Der Wendist (Kaufmann) kauft ihm seine Produkte ab und hält in seiner Bude nur die Waren, welche der Kolonist benötigt. Die Bedürfnislosigkeit zeigt sich am meisten in der Bekleidung, da Hemd und Hose bei vielen die einzigen Bekleidungsartikel sind. Sehr viele Kolonisten besitzen keine Schuhe und ein Kragen ist vielen etwas unbekanntes. Ein anderer Faktor ist die Geldfrage überhaupt. Was soll ich mit dem Gelde, das ich aus der Kolonie mehr herauswirtschaften könnte, anfangen, entgegnete mir ein hier geborener deutscher Kolonist. Dazu ein Wort über die bisherigen Zustände. Bis vor einigen Jahren und teilweise heute noch mußte der Kolonist, wollte er sein Geld nicht im Hause liegen lassen, Aufbewahrungsgeld bezahlen, wenn ein Wendist daselbst annahm und damit arbeitete. Sein Geld vermehrte sich also nicht durch Zinsen, sondern wurde durch die Gebühren weniger, vorausgesetzt, daß er es nicht einem Gauner in die Finger gab und nichts mehr erhielt. Diese Verhältnisse haben sich nur wenig geändert; Sparkassen wie in Deutschland gibt es nicht, und die Bankinstitute beschränken sich fast nur auf die Städte. Das Arbeiten mit einer Bank ist sehr umständlich, denn um ein Konto eröffnen zu erhalten, muß der Betreffende persönlich bei ihr vorstellig werden, um gewisse Formalitäten zu erfüllen. Dies ist für viele Kolonisten unmöglich oder doch so schwierig, daß auch die 2½ Prozent Zinsen keinen Anreiz bieten.

Eine weitere Schwierigkeit intensiver Bewirtschaftung ist bei den meisten Kolonien die Unmöglichkeit der Bearbeitung des Bodens mit Maschinen. Die Aufteilung der Kolonien richtete sich meist nach dem Lauf der Flüsse. So erhielten sie einen kleinen Teil ebenen Flußland, während sich das meiste Land an den oft steilen Bergen hinauf erstreckte. Das Land an den Bergen ist wohl sehr fruchtbar, doch kann es nur mit der Hacke bearbeitet werden. Auch das ebene Land der auf den Hochebenen des Staates Paraná gelegenen Kolonien eignet sich für die Bearbeitung durch Maschinen nicht, da hier infolge der Trockenheit die Erde sonst zu Staub verwandelt wird. Für eine Intensivierung der Betriebe ist aber gerade die Bearbeitung mit Maschinen Voraussetzung und erst recht bei dem unglaublichen Wachstum des Unkrautes, das kein kalter Winter zerstören hilft.

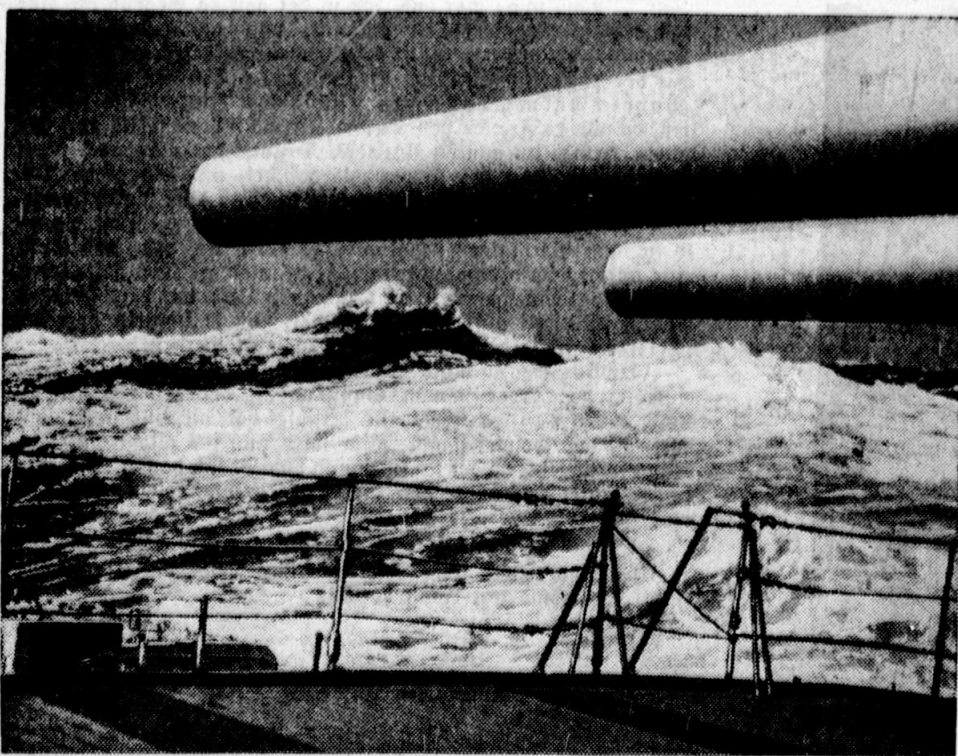
Wie schon erwähnt, steckt die Zucht leistungsfähigen Milchviehes noch in ihren Anfängen. Dasselbe gilt für die Zucht von allem anderen Vieh wie auch für die Sortenzucht und Auswahl aller Anbauprodukte. Hier fehlt der Anreiz durch erhöhte Preise für bessere Qualitäten. Ob die Schweine sehr gut und schön sind, oder sehr schlecht, der Kolonist erhält für beide denselben Preis. Die ranzige Butter und ältere Eier bringen so viel ein wie gute. Mais und Reis wird von den Kolonisten verkauft, den das Ungeziefer halb ausgefressen hat und oft stinkig ist, und doch erhält er denselben Preis wie für gute Qualität. Alles wird durch den Wendisten bezahlt nach der an dem Tage geltenden Preislage, und der Kolonist hat wenig Interesse, fortwährend bessere Ware zum Verkauf zu bringen. Durch diese eigenartige Verkaufsregelung fehlt nicht nur der Anreiz, durch Weiterentwicklung des Betriebes größere Einnahmen zu erzielen, sondern sie führt auch noch zu einer Verflachung der Anbaumethoden.

Gegenüber dem deutschen Landwirt hat der deutsche Kolonist hier den großen Vorteil tropischer Vegetation. Nicht nur, daß der Boden bei dem feuchtheißen Klima viel ertragreicher ist, sondern auch dadurch, daß seine Ernte das ganze Jahr fort dauert. Jeder Monat des Jahres ist für gewisse Erzeugnisse ein Erntemonat. Hinzu kommt die viel reichere Pflanzenvielfalt, und es gibt nur wenige Kulturpflanzen, welche hier nicht gedeihen. Dieses, verbunden mit den in den warmen Ländern wesentlich geringeren Ausgaben für Kleidung, Wohnung, Heizung und vieler anderer Bedarfsartikel, sichert dem deutschen Kolonisten mit seinem Reich auch in den heutigen schwierigen Zeiten ein auskömmliches Dasein.

Bild von der Marine-Vollschiffe.

Das Panzerschiff „Deutschland“ in den hohen Wellenbergen des Nordatlantiks.

Heinrich Hoffmann (M).



„Erpraidt ein hauß bei Neus bekant“

Von der Burg zur Ruine - Die „Kyburg“ bei Weckhoven im Volksmund

Unsere Leser werden sich entsinnen, daß vor einigen Wochen ein alter Freund unserer Zeitung, Hochw. Vater Meng. wasser, ein geborener Weckhener, der heute in Nordamerika wohnt, in einem Brief an seine alte Heimat die Frage nach der Ruine bei Weckhoven aufwarf. Im folgenden geben wir zwei Heimalfunde über die Vorgeschichte der Ruine Aufklärung.

Wer heute von Neuf aus zur Erftniederung wandert, und von der „Barriere“ aus in Weckhoven einmarschiert, der findet hinter der Erftbrücke die erste Straße rechts bezeichnet als „Burgweg“. Dieser Weg führt zu der Erprather Mühle, mit ihren schönen Erftwehren vorbei, auf kurzem schmalen Uferpfad, zu den Mauerresten des alten Hauses „Erpraidt“. Von dieser Seite aus ist, durch Gestrüpp und Hügel verdeckt, vom Mauerwerk wenig zu sehen. Wer hingegen durch den Ort wandert und über die Gildackerstraße auf Eppinghoven zu geht, der hat von den Trümmern Alt-Erpraths ein besseres Bild. Jetzt liegt die Ruine etwas abseits vom Weg, inmitten grüner Getreidefelder, kein Pfad gestattet den neugierigen Stadtmenschen zum alten Gemäuer vorzudringen. Erst wenn in einigen Wochen, das Ried der Senfen ausgefungen, wenn der Abendwind dort über die Stoppelfelder zieht, dann können die Ruinen wieder einmal dort ihr Spiel treiben.

Als wir, vor 35-40 Jahren als Lehrlinge unsere Entdeckungsfahrten machten, da lag Erprath noch ganz verträumt in den sumptigen Erftwiesen. Halb trodene, schliffbewachsene Gräben liefen damals noch den Verlauf der alten wassergefüllten Burggräben erkennen. Hohe Bäume umschatteten die Burg und Hügel, grünlichgelbe Eichenbüsche gelbenhaft durchs Gemäuer, so lag damals in der Einsamkeit der Erftwiesen das alte Schloß.

Mit der Zeit, hat die Kultur auch hier nivelliert. Der Pflug des Landmanns hat Hügel und Strauchwerk zurückgedrängt. Die Baumfronten der alten Bäume fielen der Art zum Opfer, auch hier sind die Dinge profaner geworden.

Erprath spielte eine Rolle im Truchsessischen Krieg, als Gebhard von Truchsess Kurfürst in den Krieg verwickelte. Wie die Stadt Neuf 1585 durch Ueberrumpfung in die Hände der Anhänger Gebhards fiel, so wurde auch das besetzte Haus Erpraidt 1584 von den Truppen des Kurfürsten besetzt.

Der Chronist Michael Wilsinger berichtet in seinem Werk, das 1588 erschien, folgendes, aus dem Lateinischen übersetzt: „...sobald ich vorher in kurzen Worten über die Wiederbesetzung von Erprath, einem besetzten Platz in der Kölner Erzdiözese gesprochen habe.“

Eine bewaffnete Schar des Truchsess kam von Gelia und besetzte plötzlich jenen Platz.

Schwarzenburg und Groesbeck belagerten den Ort und nahmen ihn ein, nachdem die bewaffnete Schar sich übergeben hatte.

Sie besetzten den Ort mit einer größeren und wachsameren Besatzung.

Am interessantesten sind die von zeitgenössischen Chronisten überlieferten bildlichen Darstellungen dieser Kriegsszene. Die wichtigsten Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen der damals wütenden Religionskriege wurden von dem Kölner Kupferstecher Hogenberg im Bilde festgehalten. Da es noch keine

Sagen, Schwarzbuch, Groesbeck in ehl Mitt knecht und reutter mit gar vill diß haus gar woll bezingelt haben. Das baldt die feindt sich auf gaben.

Vielleicht interessiert noch, das von der im Truchsessischen Krieg ebenfalls eroberten Burg Hülchrath und von Haus Hork bei Niedberg sowie von Unadenthal bei Neuf je eine Kupferstichdarstellung existiert.

Von der Eroberung, Belagerung und der Zerstörung der Stadt Neuf, haben wir vier Abbildungen Hogenbergs.

Aus dem Bild der Neuf's Belagerung kann man die Lage von Erprath und auch der benachbarten Kirchdörfer, Goltzen, Holzheim, Rorf, Grefrath und viele andere finden, die im sechzehnten Jahrhundert schon ihre Bedeutung hatten.

F. C.

Als interessante Ergänzung zu dem Vorstehenden mag die zweite Zeichnung dienen.

Es ist verwunderlich, daß über die Vergangenheit dieser Burg so wenig bekannt ist. Sie lag doch in der Nähe von Neuf und hat im Truchsessischen Kriege, und damit auch in der Geschichte unserer Stadt eine Rolle gespielt. Im Volksmunde wird sie heute



die „Kyburg“ genannt. Es konnte nicht festgestellt werden, wie sie zu diesem Namen kam.

Zunächst etwas über die Anlage der Burg. Der Sturzmann aus Weckhoven, der vor kurzer Zeit in einem Alter von über 80 Jahren verstorben ist, hatte einen alten Kupferstich von der Erprather Burg, besessen. Er vermachte ihn an seinen Schwager, den Geh. Rat Dr. Stübgen, der ihn einem Museum überlieferte. Es war nicht möglich, festzustellen, wo sich das Bild befindet. Nach der Zeichnung bestand Erprath aus der Hauptburg und dem Turm, dessen Reste jetzt noch zu sehen sind. Burg und Turm waren durch einen Arm der Erft getrennt und nur durch eine Zugbrücke verbunden. In seiner

die „Kyburg“ und der Besatzung von Neuf zusammen, um das in bedrohlicher Nähe von Neuf gelegene Erprath dem Feinde wieder zu entreißen. Die Feste wurde eingeschlossen. Man konnte zunächst nichts ausrichten, weil die Artillerie nicht zur Stelle war. Endlich trafen die Geschütze ein; sie sollen in der Nähe des Hagelkreuzes aufgestellt worden haben. Als nach mehrwöchiger Bombardement Freie gelegt worden war, schritt man am 12. April zum Sturm. Die Hauptleute Hönzeler Grigmet und Jordan gingen mit großer Tapferkeit gegen die Hauptburg vor, während Hauptmann Planenmair auf der anderen Seite die Niederburg angriff. Von den Soldaten bewies aber ein Teil große Feigheit, während sich die Besatzung mit dem Mute der Verzweiflung wehrte. Der Sturm wurde unter großen Verlusten der Angreifer abge schlagen. Zwei Hauptleute fielen, mit ihnen 250 Soldaten. Während man wegen der Verwundeten unterhandelte, kam es ganz unerwartet, doch zur Kapitulation. Die Besatzung erhielt nach Uebergabe der Burg freien Abzug mit dem Schwerte. Nachdem die Belagerten abgezogen waren, besetzten 30 Wallonen die Hauptburg und 50 Deutsche den Niederhof. Die Belagerung hatte 14 Tage gedauert.

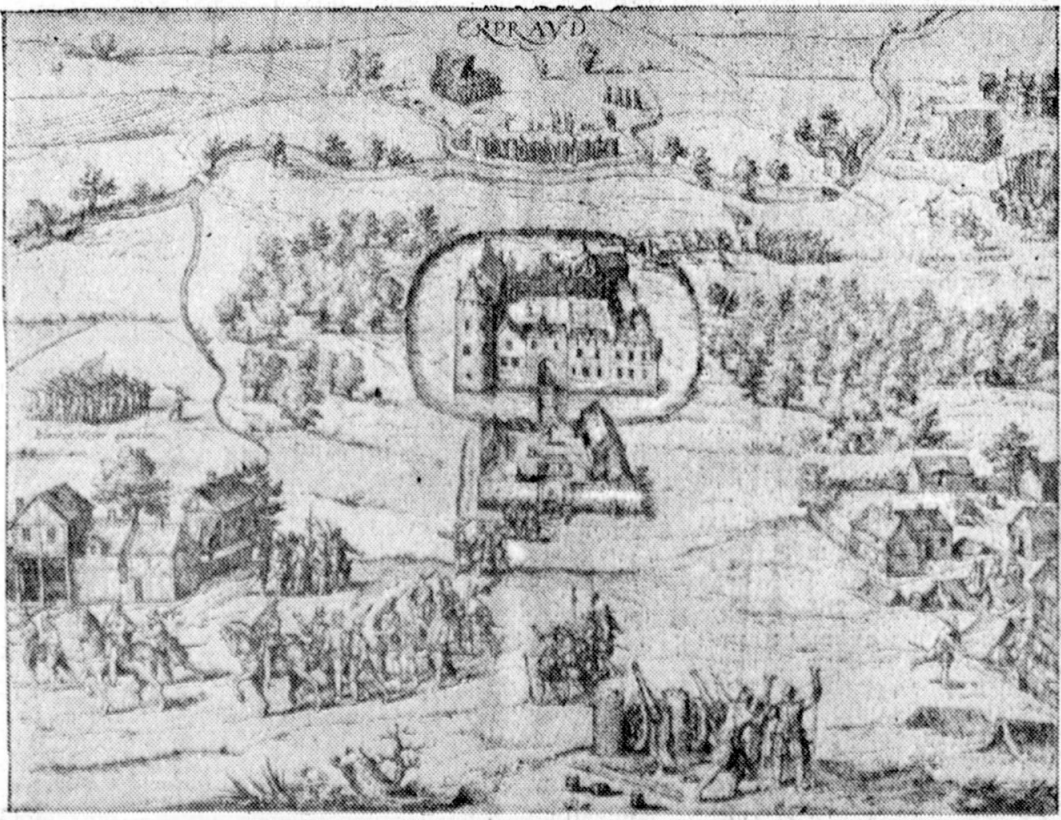
P. S.

Zu den Reproduktionen der Hogenberg'schen Stiche aus der Privatsammlung von Fritz Gillis, Neuf. Links: Die Eroberung von Haus Erprath; oben: Neuf und Umgebung bei der Belagerung 1474/75.

Frühling

Gott steigt der Himmel zu blauender Ferne,
Bäume drängen in Zehnucht ihm nach.
Leise umher im zärtlichen Lichte
Werden die lodenden Stimmen wach.
Sonnenswärts breitet mit keuscher Gebärde
Sich bräutlich entgegen die warrende Erde.
Leuchtender Schönheit freizende Sterne
Wirbeln im wabernden Strahlenkranz,
Nahenden Glüdes tausend Gesichte
Umgaunkeln die Herzen in schwebendem Tanz.
Zehnucht rafft alles Leben zusammen —
Dah loht es auf in zeugenden Flammen.

Elisabeth Dautschendy;



Zeichnungen gab, werden diese Kupferstichblätter, die durch einen Text in Versen näher erläutert wurden, wohl auch als fliegende Nachrichtenblätter verbreitet worden sein. Später zusammenge stellt, bildeten sie eine abgeschlossene Darstellung des ganzen Kriegsverlaufs und erschienen später als „Geschichtsatlas“.

Diesem Kölner Kupferstecher verdanken wir die bildliche Darstellung von Erprath.

Die Textverse des Bildes von Erpraidt lauten:

Erpraidt ein hauß bei Neuf bekant,
Welchen ist ihm Goltzen landt,
Mit wolt bekant, vbell gewant,
Wiewoll Sagen ihm vill gewant
Wirt uereit in kurzer zeit
Und was do auff, wirt er baldt quiet
Der feindt diß haus innen behelt
Das dem Stiff gar niet woll gefelt.

Anno Dm. 1584. 12. Merz.

Abbildung „Die Einnahme der Erprather Burg“ durch Sturzmann von einem „Niederhof“ und von der Hauptburg. Die Anlage erstreckte sich von Westen nach Osten, mit dem Turm im Osten. Im Turm soll sich das Verließ befunden haben. Die Hauptburg hatte ungefähr eine Länge von 20 Meter und eine Breite von 10 Meter. Die Umfassungsmauern der Hauptburg erreichten fast die Höhe des Turmes.

Als Hindernisse wurde zum Bau „Tras“ benutzt, der nach dem Trockenwerden feinhart wird. Daher „am man sich die Festigkeit der Ueberreste erklären, die jetzt über 300 Jahre stehen. Auf einer alten Karte von 1480 erblickt man die Erprather Burg, die im Viereck von allen Seiten von der Erft umspült wird. Im Süden erstreckten sich die Ausläufer eines großen Waldes bis zur Burg. Im Osten dehnte sich ein weites Waldgebiet über die Weckhener Wenden bis in die Nähe von Unadenthal aus. Auf dem erwähnten Bilde ist auch die alte Erprather Mühle zu erkennen, die ungefähr an derselben Stelle lag, wie die jetzige. Auf einer Karte vom Jahre 1880 sind die Reste der Burg nur noch im Norden von der Erft umgeben. In diesen Jahren

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

1. Fortsetzung.

Die Fahrt dauerte eine halbe Stunde. Dann hielt das Auto vor einer großen Mietkaserne. Der fast bewußtlose Briener wurde von seinen beiden Gefährten aus dem Wagen gehoben. Sie näherten sich mit ihm dem Haustror, während das Auto lautlos davonglitt.

In der zweiten Etage öffneten die Männer eine Tür. Ein Licht flammte auf. Trotz seiner Trunkenheit erkannte Briener in seinen Begleitern seine Verfolger vom Nachmittag. Sie zogen ihn mit sich in eines der Zimmer der kleinen Wohnung. In dem nur spärlich möblierten Raum saß eine junge Frau von auffallender Schönheit.

„Ist alles glatt gegangen, Felix?“ fragte sie.

Der elegante Mann nickte und wandte sich an seinen Gefährten: „Die Tropfen, Vladimir!“ Der Mann mit dem großen Gesicht schloß jetzt Briener etwas in den Mund. Dieser wurde merklich nüchtern. Der Elegante, der auf den Namen Felix hörte, untersuchte den Inhalt seiner Taschen. Plötzlich horchte er auf. Vom Eingang her hörte man ein verdächtiges Geräusch. Im nächsten Augenblick wurde die Tür aufgestoßen.

„Hände hoch!“, donnerte eine Stimme.

In diesem Moment erlosch das Licht. Als es kurz danach wieder hell wurde, waren Felix, Vladimir und die schöne Frau verschwunden.

„Donnerwetter!“ schrie der Inspektor und seine Miene zeigte große Bestürzung. Der Raum hatte nur einen einzigen Ausgang und dieser war von seinen Polizisten verriegelt.

Die beiden Fenster waren geschlossen. Es blieb ein Rätsel, wie es der Bande gelang, vor den Augen der Polizisten sich sozusagen in Nichts zu verwandeln.

Nun, Inspektor Bremer, ein handfester, kluger Beamter, glaubte nicht an okkulte Erscheinungen. Er blickte auf Briener, der mit einem wenig geistreichen Ausdruck noch immer in der Mitte des Raumes stand, und fragte: „Wo kommen Sie denn her?“

„Herr Inspektor, das wird der Mann sein, den die beiden vorher aus dem Auto zerrten“, sagte einer der Beamten.

Der Inspektor war dabei, die Wände des Raumes zu untersuchen. „Aha, ich dachte es mir!“ rief er jetzt. An einer Stelle klang es verdächtig hohl. Doch es dauerte geraume Weile, ehe es dem Inspektor gelang, den geistreichen Mechanismus zu entdecken, der die verborgene und ausgezeichnet maschierte Tür öffnete. Sie war gerade groß genug, um einen Mann durchzulassen; sie führte durch die Wandmauer nach einer leerstehenden Wohnung im Nachbarhaus.

„Die Kerle haben sich einen richtigen Fuchsbau angelegt“, murmelte der Inspektor.

„Und sind jetzt bereits über Berg und Tal“, setzte der junge Kriminalassistent Würzler, der neben dem Inspektor stand, fort, „denn das Nachbarhaus hat nach zwei Straßen Ausgänge.“

Der Inspektor nickte nur und schritt auf Briener zu. „Also, Mann, erzählen Sie, wie Sie in diese Wohnung kamen!“

Briener, der bereits vollkommen nüchtern war, berichtete, daß er von den beiden Männern auf der Straße überfallen und mit dem Auto verschleppt wurde. Während er sprach, beobachtete er ängstlich den Beamten. Wuchte dieser von seinen Verbindungen mit den Entflohenen? Es war ihm noch rätselhaft, wie die Polizei so überraschend in die Wohnung dringen konnte. Er ahnte nicht, daß das Nest schon seit Tagen beobachtet wurde.

Brieners Bericht klang glaubhaft, wenn der Inspektor auch nicht einsehen konnte, warum die Entführer das Risiko auf sich nahmen, den Mann in ihre Wohnung zu schleppen. Sie hätten ihr Opfer im Auto in aller Ruhe ausplündern können, um es dann in irgendeiner verlassenen Gegend abzugeben.

Dieser Widerspruch war es, der ihn veranlaßte, Briener einer Leibesvisitation zu unterziehen. Zu Brieners Unglück hatten seine Entführer ihm das Geld und den Diamantenorden beiseite gelassen. Als die Banknoten und der altherbende Orden aus Brieners Tasche zum Vorschein kamen, ließ der Inspektor einen leisen Pfiff vernehmen.

„Wir sind auf eine Fuchsjagd ausgegangen und haben eine Ratte gefangen“, fauchte er mit einem grimmigen Lächeln.

Zweites Kapitel.

Das Büro des Detektivinstituts Holmes befand sich in einer stillen Straße des Tiergartenviertels. Die Räume rochen leise nach Altkäse und eingetrockneter Tinte. Aber die Einrichtung war modern und sachlich nüchtern.

Der Leiter des Instituts war ein alter Herr, Direktor Holmes-Smigula. Er besaß eine Anzahl Mitarbeiter, die man nur selten in den Büroräumen antraf. Direktor Holmes-Smigula sah den ganzen Tag in seinem nüchternen Büro und empfing die Besuche seiner Kunden und die Berichte seiner Detektive.

Herr Holmes-Smigula trank gerade eine Tasse Kaffee und rauchte eine seiner schweren Brasilianer, als Karpfen, der alte Bürobedienter, eintrat und dem Direktor eine Visitenkarte überreichte.

„Führen Sie die Dame herein, Karpfen“, sagte Holmes-Smigula, nachdem er einen Blick auf die Karte geworfen hatte.

Eine Minute später betrat Clarissa Abelhausen das Büro des Direktors.

„Man hat mir Ihr Institut empfohlen“, sagte sie, nachdem sie Platz genommen hatte, „und so habe ich keine Bedenken, mich in einer sehr vertraulichen Angelegenheit an Sie zu wenden. Mein Mann ist vor kurzem gestorben, aus seinem Nachlaß ist ein Papier verschwunden. Ich würde jede Summe opfern, um wieder in den Besitz dieses Papiers zu gelangen.“

Während sie sprach, betrachtete sie der Direktor. Eine Dame aus den besten Kreisen, reich, selbstbewußt und energiegel, war sein summarisches Urteil.

„Ich muß Sie natürlich bitten, gnädige Frau, mir nähere Angaben über dieses verschwundene Papier zu machen.“

„Mein Mann war Chemiker. Es handelt sich um eine Erfindung. Das Papier enthält eine genaue Beschreibung des Verfahrens.“

„Darf ich wissen, welcher Art diese Erfindung war?“ fragte der Direktor.

Die Besucherin schwieg. „Muß ich diese Frage beantworten?“

„Wenn Sie es nicht wünschen: Nein!“

Clarissa Abelhausen berichtete von der Verhaftung ihres Dieners, bei dem man einen größeren Betrag und den mit Diamanten besetzten Orden fand. Den Diebstahl des verschwundenen Papiers leugnete er hartnäckig. Frau Abelhausen erzählte weiter, daß vor einigen Tagen in ihrer Wohnung ein Einbruch verübt wurde; sie brachte ihn mit der Erfindung ihres verstorbenen Mannes in Zusammenhang.

Der Direktor hörte zu, ohne die Besucherin zu unterbrechen. Jetzt fragte er:

„Sie meinen also, daß Leute am Werk sind, sich gewaltsam des Papiers zu bemächtigen? Haben Sie einen bestimmten Verdacht?“

Er sah, daß Frau Abelhausen ein wenig verlegen wurde.

Ohne seine Frage direkt zu beantworten, sagte sie: „Ich wollte Sie noch mit einer zweiten Angelegenheit beunruhigen. Vor einigen Wochen, am Tage, an dem mein Mann verhaftet wurde, empfing ich den Besuch eines Bekannten, den ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er heißt Dietrich Elmers und ist Kunstmaler. Er kam aus Italien und er sollte mich am nächsten Tage erneut besuchen. Da ich vergebens auf ihn wartete, rief ich nach vierundzwanzig Stunden sein Hotel an. Zu meiner großen Überraschung erhielt ich, daß Herr Elmers seit zwei Tagen vermißt wurde. Er war von seinem Gange zu mir in das Hotel nicht zurückgekehrt. Ich dachte bis heute morgen, daß Elmers sich wieder in Italien aufhalte. Wenn es mich auch wunderte, daß er ohne ein Wort des Abschieds verschwand. Nun, heute habe ich erfahren, daß Elmers nicht nach Italien zurückgekehrt ist. Ich mache mir Sorgen um seinen Verbleib.“

„Wuchte Herr Elmers von der Erfindung Ihres verstorbenen Gatten?“

„Ja. Er war es sogar, der mich von der Erfindung unterrichtete. Mein Mann hatte ihm kurz vor seinem Tode geschrieben.“

„Lebt Herr Elmers in guten Verhältnissen?“

„Ich kann Ihnen die Frage leider nicht beantworten. Wenn ich auch nach gewissen Zeichen glaube, daß es ihm nicht besonders gut geht.“ Einen Augenblick überlegte sie, ob sie dem alten Mann gegenüber erwähnen sollte, in welcher Situation sie Elmers in ihrer Wohnung angetroffen hatte. Doch sie schwieg. Ihr Inneres sträubte sich dagegen, Elmers mit einem Verdacht zu belasten. Wenn sie andererseits sich auch sagen mußte, daß der Schein gegen ihn sprach.

Holmes-Smigula richtete noch verschiedene Fragen an Frau Abelhausen. Bevor sie ging, erklärte sie nochmals: „Wie gesagt, die Kosten spielen keine Rolle.“

Raum war der Direktor allein, da griff er nach dem Telephonhörer. Er wählte eine Nummer.

„Hallo, sind Sie es, Fernanda?“ rief er. „Können Sie gleich zu mir kommen? Ja? Danke, ich erwarte Sie.“

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, da betrat eine junge Dame das Büro von Herrn Holmes-Smigula. Die Detektivin Fernanda Müller war ein sehr hübsches, junges Mädchen: sie war elegant, doch unauffällig gekleidet und verriet durch nichts ihren nicht alltäglichen Beruf. Fernanda war einer der tüchtigsten Mitarbeiter des Detektivinstituts. Holmes war stolz auf seine junge Detektivin und übergab ihr ohne Bedenken die schwierigsten Fälle.

Aufmerksam hörte Fernanda den Direktor an, der ihr den Fall Dr. Abelhausen schilderte. „Kalt das Papier als Dieb vor allem der Diener in Betracht“, schloß Holmes-Smigula. „Aber trotzdem, wir wollen den Vater als Täter vorläufig ausschalten. Ich werde Krüskopf beauftragen, nach ihm zu forschen. Sie, Fernanda, müssen sich ausschließlich der Auffindung des verschwundenen Papiers widmen. Für die Spesen besteht kein Limit, also zu sparen brauchen Sie nicht. Frau Abelhausen ist mehrfache Millionärin; Ihr erster Weg führt natürlich in ihr Haus.“

Fernanda hielt sich beinahe zwei Stunden in der eleganten Villa auf. Frau Abelhausen war zunächst etwas

befremdet von diesem hübschen weiblichen Detektiv. Doch sie konnte sich rasch überzeugen, daß die junge Dame es verstand, die Sache anzupacken.

Die Dienerschaft wurde verbört, der Bandtresor im Laboratorium einer genauen Prüfung unterzogen, ebenso die wenigen Sachen, die Briener bei seiner Flucht in seiner Kammer zurückgelassen hatte. Fernanda fand eine Photographie. Es war ein Bild der Bardame Grita.

Fernanda besaß unter den Kriminalbeamten des Postzeitungspräsidiums einige Bekannte. Bald wußte sie, daß der Fall Briener von Inspektor Bremer bearbeitet wurde. Sie rief ihn an und verabredete sich mit ihm für die Abendstunden. Sie trafen sich in einer kleinen Weinstube.

„Auf Ihr Wohl, bezaubernde Kollegin!“ Der Inspektor hob den Römer. „Was verschafft mir das Vergnügen, im vertraulichen Tete-a-tete mit Ihnen sitzen zu dürfen?“

„Sie bleiben der alte, Inspektor. Immer gutgelaunt und boshaft. Also, ich interessiere mich für den Johann Briener!“

„Ein kleiner Strauchdieb!“ sagte verächtlich der Inspektor. Er erzählte, unter welchen Umständen Briener verhaftet wurde.

Fernanda horchte auf. „Ich sehe, Herr Inspektor, der Briener ist uninteressant. Wollen Sie mir nicht lieber einiges über die Leute erzählen, in deren Wohnung er geschnappt wurde?“

Das Gesicht des Inspektors wurde verschlossen.

„Darauf darf ich Ihnen nichts sagen.“

Sie lächelte kokett. „Auch nicht, wenn ich Sie sehr bitte und Ihnen verspreche, das Gehörte für mich zu behalten.“

Er schüttelte den Kopf. Fernanda botte: „Nur ein paar Worte!“ Jetzt lachte auch der Inspektor. „Nun kann man nichts abschlagen. Kollegin! Also die verschwundenen Inhaber der Wohnung wurden von uns seit einiger Zeit beobachtet. Vier Ausländer, sie waren verschiedener dunkler Mischungen verdächtig.“

„Nur die Namen, Herr Inspektor!“

„Weiß ich nicht. Es wäre Ihnen auch wenig gedient damit. Sie waren doch bestimmt falsch, und die Bande ist längst über Berg und Tal... wie mein Assistent zu sagen pflegt.“

Sie verabschiedeten sich recht herzlich.

Fernanda fuhr mit dem Auto nach dem Westen. Während der Fahrt betrachtete sie die Photographie der Bardame Grita. Auch ein weniger scharfer Beobachter als Fernanda hätte den Beruf der auf dem Bild dargestellten ungefähr erraten.

Bereits in der zweiten Bar, die Fernanda aufsuchte, fand sie einen Mitter, der nach einem kurzen Blick auf das Lichtbild ausrief: „Das ist ja die Grita!“

So befand sich Fernanda kurz vor Mitternacht in der Westminklerbar. Sie bat den Kellner, Bardame Grita an ihren Tisch zu schicken.

Die Bardame kam und war sichtlich überrascht. Fernanda beschloß, das Mädchen zu überumpeln. Sie bat es, Platz zu nehmen.

„Es handelt sich um Johann Briener“, sagte Fernanda und beobachtete genau ihr Gegenüber. Trotz des gedämpften Lichtes sah sie deutlich, wie die Bardame zusammenzuckte.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte sie unsicher.

„Die Sache, die Ihnen Briener zur Aufbewahrung übergab“, sagte auf Geratewohl Fernanda.

„Mir hat Briener nichts übergeben“, antwortete Grita, die eingesehen hatte, daß es unklug wäre, Brieners Bekanntschaft abzulehnen. Man hatte sie im Lokal häufig zusammen gesehen.

Nun nahm Fernanda die Bardame in Arbeit. Durch verdeckte Drohungen und durch Versprechungen bekam sie aus Grita so manches heraus. Vor allem Brieners letzten Besuch in der Bar.

„Haben Sie ihn begleitet?“ fragte Fernanda.

„Nur bis zur nächsten Ecke; er war ziemlich berauscht und bestieg eine Tare.“ Grita hütelte sich, von den beiden Fremden zu erzählen, die an der Ecke auf sie warteten und Briener entführten. Sie hatte den eleganten Mann, der ihr für ihre Dienste mehrere hundert Mark gab, seitdem nicht wiedergesehen. Im selben Augenblick suchte Grita zusammen und starrte zum Nachbarrisch, wo ein Mann mit Bart scheinbar gelangweilt seinen Whisky trank.

Als Fernanda die Westminklerbar verließ, war sie recht zufrieden. Grita hatte ihr die wenigen verräterischen Worte, die Briener in seinem Kausch ausplauderte, verraten. Auf den genauen Wortlaut erinnerte sich Grita nicht mehr. Aber Briener hatte von irgendeinem Musikinstrumentenladen gesprochen, der sich in der Nähe der Bismarckstraße befand, und von Leuten, die ihn verfolgten.

Fernanda glaubte, ziemlich klar zu sehen. Briener, der das wertvolle Papier bei sich hatte, merkte, daß man ihm auf der Spur war. Da er nicht mehr flüchten konnte, betrat er das erste Geschäft, eben diesen Instrumentenladen, und versteckte hier seine Werte.

Jetzt blieb es den Vaden zu finden. Fernanda machte sich am nächsten Tag schon in den frühen Morgenstunden auf den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 16. Juni 1935

Wettervorhersagen in alter Sprache

„Man sollte die Wettervorhersagen polizeilich verbieten“ meinte dieser Tage ein Bekannter, der sich gar nicht darüber beruhigen konnte, daß das Wetter an den Pfingsttagen genau andersherum ausgefallen war, als man es nach den Vorberichten hätte annehmen müssen. Statt der „Verwölkung“ war blauer Himmel, und statt der angesagten Regenschauern war das Gegenteil von Regen, strahlender Sonnenschein. Wir haben uns aber auch diesen „unprogrammierten“ Sonnenschein gerne gefallen lassen, wenn uns auch in vielen Fällen die Wettervorhersage davon abgehalten haben mag, größere oder kleinere Pfingstpläne zu machen und auszuführen.

Endlich aber haben wir nun den Sommer kennengelernt, und wir haben den Mund nicht aufgetan, daß es so warm wäre oder zu sonnig. Wir sind ja froh, daß wir endlich Sommer haben, nachdem wir vom Frühling sozusagen nichts gemerkt haben. Mächtig ist draußen vor der Stadt die Frucht geschossen, die Rosen blühen und alle nur möglichen, vertrauten Zeichen der warmen Jahreszeit werden sichtbar. Wir nehmen sie alle hin, sind dankbar, daß es nun endlich soweit ist, und nehmen uns vor, alles nachzuholen, was wir noch nachzuholen haben. Und das ist allerhand. Der Wanderskender, der so lange in der Erde getrauert hat, wird an's Licht geholt, auch der Kuckuck kommt wieder zu Ehren, und in den Anlagen bewegt sich in großen Mengen die geminderte Art des Wanderers, der Spaziergänger, dessen Tempo und dessen Pläne durch den meistens anhängenden Kinderwagen oder die mittirabende Schar der Kinder gehemmt ist. Aber dafür entbehrt der eine wieder die Freuden, die die anderen mit den Kindern haben, und umgekehrt. So sind die Freuden auf dieser Erde eben verschieden verteilt. Für alle aber hat sie etwas, wenn man nur zuzugreifen versteht, und kein Busch und kein Wald ist so fern, daß er nicht auch dem bescheidensten Zeitgenossen erreichbar wäre, wenn man nur den richtigen Anlauf zu nehmen bereit und in der Lage ist.

Diese kleine Lebensweisheit muß man noch einmal schnell auffrischen, ehe der Sommer sich auf den Höhepunkt schwingt, und ehe wir im Herbst vielleicht darüber zu „modern“ geneigt sind, daß wir von den Freuden, die der Sommer spendet, ausgeschlossen gewesen seien.

Vom Mund der Schwiegermutter

Meistens wird den Schwiegermüttern schwer Unrecht getan; es ist ihr Los. Seit die Witblätter sich ihrer bemächtigt haben, — und das ist sicher länger her, als wir es wissen, — lebt der sogenannte „Wit“ zu zwei Dritteln von der Schwiegermutter. Auch der Köhler schlägt: „Wenn Du eine Schwiegermutter hast...“ hat nur einen ganz geringen Teil des Unrechtes wieder gut gemacht, das man notwendig und aus lässiger Gewohnheit an ihr tut.

Wesentlich ist ein Beitrag zur Rehabilitierung der Schwiegermutter, der aus dem dänischen Ort Hjørring stammt. Dort hatte ein Mann durch einen Verkehrsunfall seine Schwiegermutter verloren; sozusagen wäre meistens und in allen Ländern der Erde ein Anlaß zu einem weiteren schlechten Wit gewesen. Unser dänischer junger Mann aber war eine Ausnahme, die allen anderen Männern dieser Erde als Vorbild dienen mag; er ging nämlich hin und verlagte den Uebelthäter, der die Schwiegermutter tödlich verletzt hatte, auf Schadenersatz, und da jede Klage eine Begründung haben muß, so begründete auch der Däne seine Klage; er stellte fest, daß durch den Tod seiner Schwiegermutter ihm nunmehr Geschenke nicht mehr gemacht werden könnten, die er sonst regelmäßig von der Schwiegermutter für die Familie bekam. Was sind ja meistens nicht inausferig mit Geschenken für das Entgelt; und was eine richtige Oma ist, die würde bestimmt ihr Hemd vom Leibe fortziehen, wenigstens aber die „Planellenen mit den Zaden“, um dem Entsetzten oder der glücklichen Mutter, ja, vielleicht auch dem Herrn Schwiegersohn eine Freude zu machen. Solch eine Schwiegermutter muß das wohl auch in Hjørring in Dänemark gewesen sein. Und weil ihm diese Schwiegermutter und Oma durch einen Verkehrsunfall entzissen wurde, klagte der „Wit“ dieser guten Frau auf Schadenersatz, weil eben von nun an die Geschenke ausfallen würden.

Daß der Kläger seinen Schaden auf nur 200 Kronen berechnet hat, das hat nichts zu sagen. Es genügt, daß er sich als geschädigt ansieht, und das werden ihm alle Schwiegermütter der Erde hoch anrechnen, sofern sie von diesem seltenen Exemplar eines Schwiegerohnes erfahren. Damit die Neußer und Grevenbroicher Schwiegermütter in Stadt und Land davon wissen, hat sich der unpolitische Chronist zum Bericht über diesen Fall entschlossen, und ganz sicher werden die Schwiegermütter zwischen Erst-Nein und Gildach ihm dafür sehr dankbar sein.

Das soße Guck im „Poll“

Es hatte sich ein merkwürdiger Sport eingebürgert, die vielen Verkehrszeichen waren den Autofahrern lästig geworden; sie fühlten sich in ihrer Bewegungsfreiheit gehindert, weil sie eben auf die vielen kleinen und großen Zeichen zu achten hatten. Das mindert die Geschwindigkeit, und das hindert wiederum ist allen Autofahrern ein Vergnügen und ein Kummer.

Es hatte sich dann der merkwürdige Sport eingebürgert, Verkehrszeichen umzureißen und zu beschädigen, sie lächerlich zu machen und allen nur möglichen Mötia damit zu treiben, sie zu verlegen, zu verbiegen und zu maskieren. Das wiederum ärgerte natürlich die Verkehrspolizei.

An diesem „Sport“ beteiligten sich auch höhere Persönlichkeiten, und da die Polizei natürlich keinerlei Rangunterschiede anerkennt, so mußte sie auch gegen die höheren Sünder mit ihren Mitteln vorgehen. Aber der Missetäter entschuldigte sich bei der polizeilichen Vorladung, daß er „vorausichtlich in Sachen Luftschutz der Zivilbevölkerung“ just an dem Tage, da er sich vor der Polizei verantworten sollte, außer Landes sein werde. Die Polizei wieder erließ einen Haftbefehl, sperrte den hohen Sünder eine Nacht vor der Verhandlung in das Polizeigewahrsam, um ihn am anderen Tage zu 12 Pfund Geldstrafe und 15 Pfund Schadenersatz zu verurteilen.

Die ganze Sache hat sich in London abgespielt, und der Sünder war der englische Admiral Philippa.

Vermutlich wird der Herr Admiral seine Scherze nun nicht mehr treiben; denn die Folgen sind ja un bequem und sie sind auch außerdem noch teuer.

Wissen Sie, was „glümmerant“ heißt?

Dieser Tage habe ich im „BZ“ eine sehr lehrreiche Plauderei von Wolf Neumeister gelesen, die auch einige Deutungen enthält, welche für die Neußer sehr lehrreich sein können. Der Aufsatz hieß „Seitere Mißverständnisse“ und befaßte sich mit der Deutung von Ausdrücken, die wir auch in unserer Neußer Sprache in Stadt und Land häufig anwenden.

Wissen Sie z. B., lieber Leser, woher der Ausdruck „plümmerant“ kommt? Ganz sicher wissen Sie es nicht, und Sie brauchen sich deswegen nicht einmal zu schämen; denn selbst die maßgebenden Neußer Sachverständigen aus den Kreisen der Neußer Heimatfreunde haben in dieser Sache versagt. Also „plümmerant“ oder „glümmerant“ kommt aus dem Französischen und heißt ursprünglich „bleu meurant“ — sterbendes Blau; das ist ein mates, sich auflösendes Blau. Wenn wir also nächstens sagen, daß es uns „plümmerant“ wäre, dann wissen wir wenigstens woher das kommt.

Auch, wenn wir zuweilen — der Ausdruck ist übrigens selten geworden — sagen „Mall doch keine Fladus“, so haben wir diesen Ausdruck aus dem Französischen entnommen; wir meinen damit das „Süßholzraspeln“ oder „Schönreden“; und dieser Ausdruck hieß ursprünglich „fleur de bouche“ — süße Floskel. Auch wenn wir „alter Kloten“ sagen, wissen wir meistens nicht, daß wir damit eigentlich alter „Genosse“ sagen; denn die Mitglieder der baltischen kaufmännischen Genossenschaften hießen „Genoten“ oder „Gnoten“.

Ein „Tollpatsch“ ist ebenfalls aus einer fremden Sprache entlehnt; es waren gefährdete ungarische Fußsoldaten, die in Gang und Benehmen etwas plump und unbeholfen waren. „Pomadig“ hat übrigens auch nichts mit Pomade zu tun; auch dieses Wort stammt aus dem Französischen und lehnt sich ab aus „po malin“ und heißt „langsam“ oder „allmählich“. Viele interessante und lehrreiche Deutungen hat Wolf Neumeister auf diese Art geliefert, von ihnen ist noch der Ausdruck „am Hungertuche nagen“ bemerkenswert. Vor dem Altar hing nämlich früher in der Fastenzeit ein lila Tuch, das den Mittelpunkt des Altars verdeckte; dieses Tuch nannte man das „Hungertuch“, mit dessen Anblick sich die Gläubigen während der Fastenzeit begnügen mußten.

Um nun nicht den ganzen Artikel mehr oder weniger abzuschreiben, müssen wir mit der Deutung Schluß machen, sonst könnte mir der Kollege auf das Dach steigen und sagen, daß ich seine ganze Arbeit als eigenes Eigentum und als eigene „Produktion“ übernommen hätte. Und in diesen Verdacht möchte ich unter keinen Umständen kommen; deswegen habe ich aus der so interessanten Arbeit nur das „gekaut“, was die Neußer und die umliegenden Zeitgenossen unbedingt wissen müssen.

Es wird denen schon genügen, was es heißt, wenn sie so oft sagen: „Dnn wie es enn de Röch erenn fohm, do woht et med janz plümmerant...“

„Ringe Lütt“ werden also nun sagen „da wurde es mir ganz blau meurant (sprich, bis mörang!)“ Dann wird sie allerdings kein Mensch mehr verstehen.

Das unelinsann Sack

In der deutschen Presse konnte man an verschiedenen Stellen dieser Tage eine reizende Geschichte lesen; da wurde aus Moskau gemeldet, daß dort an den Anschlagstellen Plakate hingen, die folgenden Inhalt hatten:

Aufruf!

Alle Genossen, die anlässlich des Besuchs des französischen Außenministers Laval zu den Galavorstellungen und Festessen aus den staatlichen Kleidermagazinen Franzosen, Smokings oder sonstige Abendtoiletten geliehen haben, werden aufgefordert, diese umgehend zurückzugeben.

Sicher ist es keine Schande, daß man keinen Grad hat oder ein sonstiges festliches Gewand, das auch beim Empfang so hohen ausländischen Besuches zu verwenden wäre; wenn man aber schon keines hat, dann sollte man sich auch keines leihen, um Herrn Laval vorzutäuschen, daß die Russen so groß in Schale wären. Laval wäre ganz sicher nicht beleidigt gewesen, wenn die Russen „arm, propper aber brav“, wie wir in Neuß sagen, zu einem noch so festlichen Festessen gekommen wären; wenn aber trotz allem der russische Staat dennoch solche Gewänder für Männer und Frauen verleiht, dann hätte er nicht gerade einem „öffentlichen Aufruf“ seine Sorge anvertrauen sollen, die ausgeliehenen Anzüge und Kleider wiederzubekommen. Es ruht für uns ein stiller freundlicher Schein von Lächerlichkeit auf diesem Aufruf.

Das königliche Onkel Doktor

Schon bei der Furthher Kirmes hat sich die Fortsetzung dessen, was bei der Neußer Kirmes im Vorjahre begann, gezeigt und uns recht gegeben, wenn wir im vorigen Jahre nach dem Neußer Fest sagten, daß mit dem Königtum eines Neußer Arztes dieser Würde des Schützenkönigs ein neuer Versuch erschlossen worden sei. Und schon ist im Neußer Stadtgebiet ein weiterer Arzt König geworden, König der Neußer Furth. Wer da etwa modern möchte oder eine argwöhnische Bemerkung zu machen versucht wäre, der soll auf die Begleitumstände achten: der Furthher König hatte keineswegs vor, König zu werden; er kam ganz offenbar aus der Praxis an die Vogelstange, ohne Gut und im Anzug, jedoch die Furthher Komiteeleute ihre liebe Not hatten, an dem Arzt-König oder König-Arzt die Insignien so hoher Würde anzubringen, als da sind Eichenkranz und Königs-silber.

Alles das aber ist nebensächlich, wenn wir uns ganz und mit vollem Behagen der Tatsache zuwenden, daß die Ärzte offenbar für die Folge als sehr wesentliche und ernste Anwärter auf bürgerliche Throne gelten wollen. Damit wäre dann — wie gesagt — eine Lücke gefüllt, die seit Jahrhunderten in der Geschlechterfolge der neußerischen Schützenkönige laßt. Wir stehen nicht an, uns über diesen Entschluß (des Ärztevereins?) von Herzen zu freuen, und unser lachendes Auge stellt bei dieser Gelegenheit fest, daß es noch eine Anzahl von Berufen gibt, die ganz offenbar bisher noch königlichen Dingen ferngeblieben sind. Wir entbehren auf der Liste der bürgerlichen Könige rheinischer Heimatfeste die Lehrer und Studienräte, die Angestellten und Oberbürgermeister, die Straßenbahnkassierer, Polizeibeamten, Kellner und Schriftleiter, und lassen uns gerne belehren, wenn wir noch einige Berufe vergessen hätten, die in der Lage wären, sich mit dem Eichenkranz und dem Silber zu schmücken. Es ist geradezu eine große und ehrenvolle Aufgabe, diese noch immer nicht defizienten Berufe aus ihrer Reserve herauszuholen und sie auf die Throne zu erheben, auf denen vermutlich nun allerdings für die nächsten Jahrzehnte die Ärzte in Stadt und Land sitzen werden, weil in diesem Stande die Neigung dazu offenbar besonders groß ist.

Der Stadt Neuß gebührt der Ruhm, dem Arztstand den Weg auf die bürgerlichen Throne bereitet und geebnet zu haben; nun ist die Furth nachgekommen und wir werden es erleben, wie gewaltig im August das Gedränge an der Vogelstange in der Festentorwiege sein wird.

Diaz.



Briefe aus Gericht

Mein Freund läßt sagen, daß er als Zeuge nicht zu der Verhandlung kommen kann. Er ist krank und zittert ihm dauernd die Knie, so daß er keinen Federhalter bewältigen kann und ich sogar diese Zeilen für ihn schreiben muß. Aber Friedbergererei ist kein Wegleiben nicht.

Sie haben wohl nichts anderes zu tun, als zu Terminen einzuladen, Porto zu verwalten und einem armen Menschen Unkosten zu machen, aufs Gericht ziehen und anklagen?

Die Kleinigkeit könnten Sie hübschweigend unter den Tisch fallen lassen, daß es man bloß so frachte!

Jhr A. V.

Wie Sie wollen! Soll ich als Angeklagte erscheinen, aut. Aber was ich als Dame sage, und wie ich auspade, ob Ihnen das erfreuen wird oder gar angenehm berühren — ich weiß ja nicht!

Else E.

Ich habe keinen Anhalt mehr. Eine Frau fehlt mir. Mit Hilfe einer solchen könnte ich vielleicht wieder in die Ehe kommen! Aber wo findet man heutzutage noch eine solche, an der man sich emporranken kann?

W. B.

Teure Parlamentsreden

Jede Stunde kostet 2 Francs.

Parlamente waren nicht immer Sache des Volkes. Das hat ein belgischer Statistiker bereits vor dreißig Jahren durch eine Aufstellung der Kosten parlamentarischer Berediamkeit zu erhärten versucht, indem er für jeden Vorgang im belgischen Parlament die vom Volke zu tragenden Kosten berechnet hat. Er scheint dabei fast an alles gedacht zu haben.

Nach seinen Berechnungen kostet jede Stunde einer belgischen Kammer Sitzung die Kleinigkeit von 7286 Francs und jede Stunde etwas über 2 Francs. Darauf fußen auch die übrigen Angaben. Wenn der Präsident die Sitzung eröffnet und nur erklärte: „Meine Herren, die Sitzung ist eröffnet“, dann waren bereits fünf Francs vertan. Wenn das Parlament lacht, dann kostet das 30 Francs Verlust auf allen Banken ist um zehn Francs teurer. Anhaltende Bewegung nimmt weniger Zeit in Anspruch und wird darum mit nur 25 Francs eingeleitet.

Damit glaubte der belgische Statistiker festgestellt zu haben, daß ein Parlament doch eigentlich eine teure Sache sei.

Eine Seifenblase ist geplatzt

Von Eva Schwandt

Wie oft haben wir als Kinder über einem Napf mit Seifenschaum gefesselt. Ein Strohhalm wurde in die weiße Pracht hineinstecken, und vorsichtig oder kräftig bliesen die Buben durch das Rohr. Ein Tropfen am Ende nahm Formen an, wuchs zu einer kleinen Kugel, wurde ein großer Ball — und zerplatzte!

Wenn die Kugel zerflog, freuten wir uns königlich, und das Vergnügen wurde größer und größer, je öfter eine Seifenblase wuchs und zerbrach. Das waren die primitiven Anfänge der Kunst des Seifenblasens. Dann wurden wir größer und anspruchsvoller, neben dem Spieltrieb, ursprünglich allein in Anspruch genommen, traten Phantasie und Intelligenz. Nicht mehr die massenhafte Produktion und Zerstörung von Seifenblasen befriedigten unseren Ehrgeiz, sondern das Ziel, die Kugel so groß als möglich zu pusten und zu erhalten. Denn inzwischen war uns zum Bewußtsein gekommen, daß sich in der zarten, durchsichtigen Haut die Welt in seltsamen Formen und herrlichen Farben spiegelte. Unser Auge sah bildgewordene Wünsche. In die Luft flogen sollte die Seifenblase und unsere Wünsche in die Welt hinausstrahlen! Vielleicht... Und zerplatzte eine fliegende Kugel nach der anderen, mit jeder Kugel sahen wir unsere Wünsche in ein Nichts zerpringen. Da wurden wir bedenklich und traurig. Seit jener Zeit rührten wir Napf und Strohhalm nicht mehr an; aus war's mit dem Zauber der Seifenblasen!

War es wirklich aus? O nein! Der Seifenblasenzauber nimmt uns nie so gefangen wie die Jungen. Wir sitzen heute wie vor Jahrzehnten vor einem Seifennapf und fiebern einen Strohhalm in den Schaum. Und vorsichtig heben wir das

Nährchen, um erst leise und dann immer kräftiger zu pusten. Aus einem unscheinbaren Tropfen wird eine große, glänzende Kugel. Wir erfreuen uns an ihren Wachsen und lesen begierig in ihren farberfüllten Bildern. Aber wir sind nicht zufrieden, wir wünschen uns einen Ballon, die Bilder sollen noch prächtiger sein, noch leuchtender und glänzender die Farben, und so pusten wir noch einmal... Weg ist die Herrlichkeit!

Wie man verwahrt sich allerseits gegen die Unterwerfung, ein Kinderspiel zu treiben? Aber warum so vergeblich! Es ist wahr — niemand von uns Erwachsenen benutzt Napf und Strohhalm, aber jeder gibt sich dem Zauber der Seifenblasen hin. Oder sind die vielen Wünsche, die uns täglich, ja stündlich bewegen, etwas anderes als Seifenblasen, kommen die Wunschgedanken so ganz ohne unser Zutun? Werden sie von unbewußten Regungen zu beherrschenden Gedanken, ohne daß unsere Phantasie beteiligt ist, oder bemühen wir uns, geistig kräftig zu pusten und unsere Gedanken an ein Wunschbild zu hängen, so wie die Kinderaugen der bunten Kugel folgen? Wir alle, jung und alt, erfreuen uns an den Seifenblasen, deren glühender Zauber uns gefangen nimmt.

Und das ist recht so! Fragt sich nur, wie wir uns verhalten, wenn eine Seifenblase platzt. Wer seine Enttäuschung nicht zu überwinden vermag und dem enttäuschten Zauber nachtrauert, ist ein unvernünftiger Mensch. Seifenblasen zerplatzen immer; schau das Kind begreift das instinktiv und freut sich deshalb mehr auf das Ende als auf das Bestehen seines luftigen Werkes. Es weiß nämlich: je mehr Seifenblasen platzen, desto schöner werden die neuen.



Eine Welt entsteht

Photo C. Sasse

Freude um ein Kinderspiel

Von Alice Hiegel

Frau Grete Wehnert hatte es seit dem Tode ihres Mannes nicht leicht. Drei Jahre mußte sie nun schon für den jetzt sechs-jährigen Rolf und sich allein sorgen. Von ihrer hübschen Dreizimmerwohnung hatte sie zwei Zimmer vermietet und verdiente das Essen für den Jungen und sich durch einen Mittagstisch. Sie rechnete mit jedem Pfennig und erzog Rolf so, daß er einen Groschen für eine große Summe hielt.

In der letzten Zeit hatte sie in Rolfs schmalen Jungengesicht einen Ausdruck frühreifen Ernstes bemerkt. Es war ein besonders schwerer Monat. Gestern hatte Frau Grete, ehe sie einschlief, plötzlich fassungslos weinen müssen. Ob der Junge ihr Weinen wohl gehört? Sie hatte sich selbst über ihre Unbeherrschtheit Vorwürfe gemacht und war leise auf Zehenspitzen an das Bett des Jungen geschlichen. Im Schein der Lampe sah sie ihn friedlich wie immer liegen, die Hände gefaltet und ruhig atmend. Aber auf seiner Stirn war eine unklügelbare schmerzliche Falte. Da beschloß Frau Grete um des Jungen willen ein bißchen leichtsinniger zu werden.

Am anderen Tage geriet sie bei der tönernen Spardbüchse, in der sie das Geld für die größte Not gröschenweise zusammengeparzt hatte. Sie kaufte Rolf die Sandalen, die er sich schon so lange gewünscht und fühlte mit dem Bewußtsein richtig gehandelt zu haben, seine dankbaren Küsse. Sie bot einen Napfchen zum Kaffee, wie es ihn sonst nur zum Geburtstag oder zu den Festtagen gab. Es war schon, mit dem Jungen wieder einmal an dem roten Ballonstisch mit der lustigen bunten Decke hinter blühenden Blumenkästen und rankendem Wein Kaffee zu trinken!

Nach dem festlichen Kaffeetrinken kam Frau Grete mit ihrer großen Überraschung heraus. Rolf bekam einen Karton mit weißen Tonpfisteln und vielen bunten kleinen Seifenquadraten. „Mutti“, jubelte Rolf, „endlich darf ich wieder mal Seifenblasen machen!“

Frau Grete wurde angefaßt von Rolfs Eifer und Freude. Sie rannten um die Wette in die Küche und holten eine kleine Schüssel mit Wasser. Der Junge warf die Seifenstücke hinein und sah gespannt zu, wie sie erst einen Augenblick als bunte Schiffe schwammen, um dann zu versinken und sich aufzulösen. Dann machte er die erste Seifenblase. Mutter mußte es erst wieder lernen. Aber Rolfs Seifenblasen wurden groß wie ein Luftballon und schillerten im Sonnenschein in den schönsten Farben. Es war lustig zu raten, wo sie zerplatzen würden.

Mancher der Vorübergehenden blieb stehen und blickte lächelnd zu dem Ballon hinauf. Auch Dr. Gebhardt wurde durch das frohe Lachen aus seinem Sinnen aufgeschreckt. Die Sonne hatte ihn verlockt, seine wissenschaftliche Arbeit auf eine Stunde zu unterbrechen und sich einen Spaziergang zu gönnen. Die ersten grauen Haare, die er heute Morgen vor dem Spie-

gel entdeckte, stimmten ihn nachdenklich. Er hauchte allein mit vielen Büchern und Manuskripten in seiner großen Wohnung, die vornehm und abgegrenzt in einem Villenviertel lag. Als er die spielenden Kinder und die frohen Menschen sah, die zu zweien in den Sommergärten hin- und hergingen, kam er sich plötzlich sehr einsam vor. Ihm war nie in den Sinn gekommen, daß zwischen dem Rast seiner Bücher und Manuskripte einmal ein Kind spielen oder eine junge Frau, die zu ihm gehörte, Ordnung schaffen könne. Jetzt überlegte er, daß er durch seine Arbeit ein Eigenbrötler geworden war.

In diesem Augenblick zerplatzte Rolfs Seifenblase gerade an seiner Nase. Ein erschrockenes „Oh!“ klang zu ihm herunter. Zwei zitternde Frauenhände hielten vor der Schale schiel, und das Seifenwasser schüttete herab — auf sein Haar — über sein Gesicht — in seine Augen, die er vor Schmerz schließen mußte. Er hörte einen Schreien hören und fühlte eine Winde später zwei kleine Hände, die sein Gesicht mit einem Tuch abwuschten.

„Entschuldigen Sie meine Ungeheuerlichkeit“, bat eine weiche dunkle Stimme. „Bitte, kommen Sie herauf, damit ich den Schaden wieder gutmachen kann.“ Dr. Gebhardt, der schon wieder blinzeln konnte, sah einen blonden Fräulein Kopf dicht vor sich, schloß die Augen wieder und ließ sich willig von einer kleinen Hand die Augen verwaschen. Dann sah er auf dem Balkon, bekam eine letzte Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen und sah seinen Kragen, der naß geworden war, zwischen den roten Geranien im Wind trocknen. Er sah auch, daß Frau Grete's Hände, die ihn mütterlich bedienten, rauh und verarbeiteter waren und ihr helles Kleid verwaschen und gestopft. Ihn ergriff die frühreife ernste Liebe, mit der Rolf seiner Mutter bei allem, was sie tat, behilflich war. Dr. Gebhardt bedauerte, daß sein Kragen so schnell trocknete und er eigentlich keinen Grund hatte, länger zu bleiben. Aber Rolf löste das Problem, indem er die Schale neu mit Seifenwasser füllte und Dr. Gebhardt eine der weißen Tonpfisteln gab. Da zeigte es sich, daß Dr. Gebhardt die schönsten Seifenblasen machen konnte. In großen schimmernden Trauben hingen sie aneinander, sie zerplatzten auch nicht, als sie sich voneinander lösten und wie eine Flugzeugstaffel in die Höhe flogen. Frau Grete fand, daß ihr unerwarteter Gast wie ein Riese ausfiel und ein Lachen um den Mund hatte, das sie an die Zeit erinnerte, als sie noch mit Rolfs Vater gemeinsam Kinderspiele für den Jungen erdacht hatte.

„Sie kommen doch wieder?“ fragte Rolf beim Abschied. „Ihre Seifenblasen sind zu fein.“

Dr. Gebhardt lachte fragend in Frau Grete's Augen. „Wenn ich darf?“ Sie nickte, und ein schnelles Rot ging über ihr Gesicht.

Das Kinderpult

Skizze von Hans-Oberhard v. Besser

Rechtsanwalt Kügler stieß den Schlüssel in das Schloß der Tür und betrat seine Wohnung. Part ließ er den Stiel in den Garderobenhaken fallen, legte Hut und Mantel ab und ging in sein Zimmer.

Unmutig warf er die Tür hinter sich ins Schloß. „Aha — Aha!“

Kügler ging durch die Räume — nirgends eine Spur von seiner Frau... Ach richtig, sie war ja mit dem Jungen in der Stadt, natürlich der Schulanfang.

Küglers Miene verdüsterte sich noch mehr, er zündete sich eine Zigarette an. Gerade jetzt hätte er Agna gern um sich gehabt. Sie war so ganz das Gegenteil von ihm, immer vergnügt, optimistisch, aufmunternd und ansehend in ihrer ganzen Art und Weise, die Dinge des Lebens zu nehmen.

Er hatte es wieder einmal satt, gründlich satt. Stundenlang mußte man verhandeln, heftig hatte er sich geredet. Doch keinen Schritt war man vorwärts gekommen. Verbissen standen sich die beiden Parteien gegenüber.

Der junge Anwalt trat ans Fenster. Er sah über den weiten Platz hinweg, den die Frühlingssonne umspiegelte. Auf den Bänken saßen Menschen. Die Büsche schimmerten im ersten grünen Grün.

Fast neidisch schaute der Mann auf das friedliche Bild. Sein erster bedeutender Fall sollte und — und kam nicht vorwärts. Kügler konnte sich die größte Mühe geben, er konnte allen Schachmännern, alle Beredsamkeit aufbieten, die Geschichte kam nicht vom Fleck, und dann lag es natürlich an dem Anwalt. Wie hatte er sich gestreut, als er die verzwickte Sache in die Hand bekam! Der Streit zwisch den beiden Industrie-Konzernen gab ihn Gelegenheit, sein Wissen zu zeigen. Mit einem Schlag konnte er bekannt werden, wenn — wenn diese vermaledeite Geschichte zu einem glücklichen Ende gebracht wurde. Aber vorläufig sah alles zappend aus —

Lärm tönte vom Flur her an des Einrundern Ohr, dumpfes Schieben, dann die Stimmen der Köchin und des Hausmeisters. Kügler öffnete die Tür.

„Wir bringen das Kinderpult vom Boden“ sagte mit vor Anstrengung rotem Gesicht die dicke Köchin und pustete gewaltig.

Der Anwalt nickte und verfolgte die Aufstellung des kleinen Pultes im Kinderzimmer. Schulanfang! Da stand es nun, das Kinderpult, an dem er auch einst gelesen.

Die Köchin hatte es vom Staub der Bodentammer gereinigt und ging nun befreit von dammen. Langsam trat der Anwalt an das alte Kinderpult, an dem nun der kleine Arbeiter sollte. Morgen war Schulbeginn, und Joachim sollte den Ernst des Lebens kennen lernen... Wie die Zeit verging! Kügler klappte den Deckel

auf. Fast liebevoll betrachtete er das alte Pult. Da am Rande waren noch die Kerben, die er einmal mit dem Taschenmesser hineingeschnitten, als es mit dem Aufstoß so gar nicht gehen wollte. Damals nahm ihm die Mutter das Messer fort. Und hier — schmerzlich fiel der Deckel nieder — war noch die Spur des umgeworfenen Tintenfassens, mit dem er herumgeschleudert, bis der schwarze Strom über den Fußboden rann und auf seine helle Sommerhose!

Lächelnd stand der Mann vor dem Pult, und nun beugte er sich tiefer. Was stand denn hier in der Ecke geklebt? Das hatte doch er geschrieben, das war seine Kinderhandschrift: „Ruhig Blut!“

Ruhig Blut! — Kügler richtete sich auf. Nachdenklich schaute er in die Ferne. Bilder der Erinnerung flogen vor ihm auf: Der Vater, der ihm immer wieder die breite Hand mit den vielen Haaren und dem Öhring auf die Schulter gelegt, der immer mit seiner tiefen Stimme gesagt: „Ruhig Blut, mein Junge, nicht gleich so zappelig, nicht, immer alles auf einmal haben wollen, ruhig Blut!“

Ruhig Blut, ruhig Blut! — Die Tür ging auf, ein blondes, stämmiges Kerlchen klopfte herein. Jubelnd umhalsste Joachim den Vater. Dann zeigte er seine Schätze, den Kragen, die Fibel und alles, was zu einem ordentlichen Schulanfang gehört. Lächelnd stand Frau Agna neben ihrem Mann, und emsig begann Joachim das Pult einzurichten. Kügler guckte ihm zu — ganz wie er es einst getan... Frau Agna sah die harte Falte zwischen den Brauen ihres Mannes verschwinden. Heiter setzte er sich neben Joachim, der schon auf den Sitz geklettert war. Tausend Fragen mußte der Vater beantworten. Und er erzählte von dem Pult, von seinem eigenen Schulanfang und seinem Vater.

„Ruhig Blut“, sagte er dann verkommen, „nicht Du, mein Junge, das war mein Wahlversuch.“

„Und er ist es heute noch“, warf Frau Agna lachend ein; sie lehnte sich über die beiden mit zärtlicher Wärme in den Augen.

Der Anwalt wandte sich langsam zu ihr, verstehend lauchte der Blick der Frau in den seinen. Ja — ruhig Blut! Noch war nichts verloren. Und alle Sorgen, alle Hemmungen und die Niedergelagenheit der Stunde wichen — Kügler griff nach der Hand der Frau und langte nach dem blonden Schopf seines Jungen. Er würde es schaffen, nur nicht gleich so zappelig, nicht alles auf einmal!

Mit dem Lächeln eines großen Jungen sah der Anwalt neben seinem Jungen und las die verbliebenen Worte auf dem Deckel des alten Kinderpultes: „Ruhig Blut!“

* MODE UND HEIM *

Wir nehmen eine Hausgehilfin auf

Liebe Hausfrauen, trefft eure Vereinbarungen schriftlich!

Viele Hausfrauen, die sich nun bei der anhaltenden Besserung der Wirtschaftslage eine Hausgehilfin leisten können, nehmen freudig ein junges Mädchen ins Haus und vergessen, daß inzwischen Vorschriften erlassen worden sind, deren Beachtung für das Dienstverhältnis in beiderseitigem Interesse wichtig ist. Es scheint daher heute besonders ratsam, die Vereinbarungen mit der neuen Hausgehilfin schriftlich zu treffen, damit spätere Unstimmigkeiten und Zwischenfälle vermieden bleiben.

Zunächst einen Rat, liebe Hausfrauen: zahlt der Hausgehilfin einen Lohn, der um ein paar Mark höher ist, aber laßt sie die sozialen Abgaben und Krankentassenbeiträge selbst abführen. Das ist aus psychologischen Gründen wichtig und bedeutsam, denn die immerhin recht achtbaren Beträge für diese Zwecke, die die Hausfrau im anderen Falle monatlich stillschweigend erlegt, werden von dem Mädchen in vielen Fällen nicht geachtet und sie fühlt sich vielleicht gar noch benachteiligt im Vergleich zu einer Berufskameradin, die „viel besser bezahlt wird“ (jedoch ihre Abgaben selbst bestreiten muß!).

Um gleich bei dem Krankheitsfall zu bleiben: „Für eine verhältnismäßig nicht

erhebliche Zeit“, in der die Hausgehilfin an der Dienstleistung verhindert ist, also für eine kurze Grippe, Erkältung, Operation mit geringer Rekonvaleszenzzeit, darf dem Mädchen vom Lohn nichts abgezogen werden, wenn auch die Hausfrau möglicherweise eine Vertretung inzwischens bezahlen mußte. „Diese verhältnismäßig nicht erhebliche Zeit“ gewinnt natürlich an Umfang, je länger das Mädchen schon im Dienstverhältnis steht. Bei einer Hausgehilfin, die schon mehrere Jahre im gleichen Haushalt tätig ist, wird auch bei einer Krankheit von vier Wochen kein Grund zur Entlassung erblickt werden können. Dieser Fall tritt jedoch ein, wenn die Hausgehilfin an erfahrungsgemäß langdauernden Leiden erkrankt. Die Bestätigung hierfür kann der Arzt erbringen.

Wenn der Dienstlohn monatlich festgesetzt ist, so gilt automatisch eine Kündigungsfrist vom 15. eines Monats zum nächstfolgenden Monatsersten. Andere Bestimmungen müssen ausdrücklich mit der Hausgehilfin vereinbart werden — beispielsweise monatliche Kündigung, vom Ersten zum Ersten, oder vierzehntägige Kündigung, auch vom Ersten zum Fünfzehnten — und es empfiehlt sich gerade in diesem Falle besonders, die Vereinbarungen schriftlich zu treffen, denn Zeugen in einem späteren Streitfall lassen sich meist schwer aufreiben.

Die Freizeit der Hausgehilfin sollte ebenso geregelt sein wie die Arbeitszeit. Die Tätigkeit des Mädchens soll sich an die landesüblichen Zeiten halten. Nachtarbeiten unter besonderen Umständen sollten auch zuvor besprochen werden — in Wärdereien oder ähnlichen Betrieben. In Großstädten gilt als angemessene Freizeit für die Hausgehilfin ein freier Nachmittags- und Abend in der Woche und jeder zweite Sonntag-nachmittag und Abend. Der Kontrolle über gute Unterbringung und Verpflegung sowie über Vermeidung von Ausnützung der Arbeitskraft haben die Behörden der Deutschen Arbeitsfront. Allgemeine Urlaubs-

Zugabe, diese munderhübsche, eigenartige und sehr wirkungsvolle Handarbeit, war uns bislang eigentlich nur an Kinderkleidchen und ihren Pansen sowie an einer bestimmten Art bulgarisch bunt gestickter Blusen bekannt. Die Mode der Gegenwart erweitert die Möglichkeiten der Zugabe und schafft damit sehr reizvolle, neue Wirkungen. Die Passe des gestickten Sommerkleides ist eingezogen und gibt damit dem Vorderteil wie den Ärmeln die notwendige Weite. Der häufig recht schwierige Raglanschnitt der neuen Kleider wirkt besonders organisch, wenn das Vorderstück der Bluse, übereinstimmend mit den Ärmeln und einem Schößteil am Rock, in Zugabe gehalten ist. Ganz besonders originell und kleidsam — für schlanke Gestalten — ist das sommerliche Abendkleid, dessen Rock vom Gürtel bis zu den Knien in Zugabe gehalten ist, so daß die reiche Weite unten verschwenderisch auspringt. In Übereinstimmung mit diesem hübschen Einfall sind die Ärmelchen gearbeitet. Wählt man als Material für dieses Kleid leicht gelöstes Glasbatist oder Organdi, so ist die Wirkung überraschend schön!

Launen der Mode

Zugabe überall!



Allerhand kleine Spartricks

Beim Bügeln mit elektrischem Eisen kann man Strom sparen, wenn man das Eisen zunächst sehr heiß werden läßt und alle schweren und nassen Sachen bügelt, die schweren Dinge aber und diejenigen, die nur schwache Bügelwärme brauchen, bis zuletzt läßt. Dann zieht man den Stecker aus dem Kontakt und bügelt den Rest mit dem erkaltenden Eisen.

Abgestoßene Stellen an Ledermöbeln reißt sehr oft weiter ein und fallen durch abweichende Färbung unangenehm auf. Man überstreicht sie mit ein wenig Eiweiß und verbietet dadurch das Weiterwachsen des Schadens und die häßliche Farbe.

Durchsichtige Glasflaschen sind an manchen Türen und Schränken hängend. Man schafft mit leichter Mühe eine Mattglas-scheibe, indem man aus sehr feinem Schmirgelpulver mit Wasser einen Brei anrührt, den man mit dem Pinsel auf die Scheibe aufträgt. Dann reibt man mit einem glatten, gerade durchgeschliffenen, sauberen Flaschenstiel solange darauf herum, bis die Scheibe matt erscheint. Dann spült man die Masse vorsichtig ab und poliert nach.

Leichter Wohlgeruch in der Wäsche, der jegliches direkt aufgetragene Parfüm an Anmut übertrifft, entsteht, wenn man dem letzten Spülwasser der Wäsche ein wenig aromatisches Badefalz hinzusetzt.

Kerzen brennen doppelt lange, weil sie nicht abtropfen können, wenn man sie am Docht laßt und mit Zirkus gut bestreicht. Die Kerze darf allerdings erst in Gebrauch genommen werden, wenn der Zirkus völlig getrocknet ist.

Brauchst du den „Diplomaten“?

Von praktischen und unpraktischen Tischen

Bei der Einrichtung des Zimmers muß man bedenken, daß hohe Möbel den Raum kleiner wirken lassen, niedrige ihn jedoch vergrößern. Man muß ausprobieren durch mancherlei Sitzproben, wie niedrig normalerweise, bei zwangloser Haltung der Beine, der Stuhl, wie niedrig oder hoch im Verhältnis dazu der Tisch sein darf. Rechnet man den Tisch für mehrere Personen, so soll jedem Tischgast ein Platz von 70 bis 75 Zentimeter zugewiesen werden.

Die Vorzüge von Auszugstischen sind bekannt, vor allem die Vorzüge, die ihnen für Kleinwohnungen zukommen. Allerdings haben ihnen auch Nachteile an: hohes Gewicht, hoher Preis, klodige Form.

Es gibt noch eine gute, andere Möglichkeit: man schafft für die verschiedenen Räume mehrere kleine Tische an, die in Form und Höhe miteinander übereinstimmen. Also für den Wohn- und Speiseraum beispielsweise einen Tisch von doppelter Länge, für die anderen Räume von einfacher, quadratischer Oberfläche. Diese Tische lassen sich bei Bedarf bequem und leicht aneinanderreihen zu einer Tafel von beliebiger Länge, ohne daß ein Gast durch ungünstige Stellung der Tischbeine behindert wird. Bei allen Tischen soll man darauf achten, daß die Beine, der Bequemlichkeit der Sitzenden wegen, möglichst an der Tischkante angebracht sind.

Wie ist es mit dem Schreibtisch? Braucht man ihn wirklich? Hand aufs Herz: die meisten Herren schaffen sich einen „Diplomaten“ an, weil er nun einmal ins komplette Herrenzimmer gehört. In den mächtigen Seiten-schränken findet man dann Vorratsflaschen, Zigarrenkasten und alte Briefe... Wer also keinen durchaus „schreibenden“ Beruf hat, wird erkannt sein, wieviel Luft und Raum er im Wohnzimmer gewinnt, wenn er auf den kompakten Diplomaten verzichtet und einen einfachen Tisch mit Mittelschublade wählt. Dieser Tisch ist leichter beweglich, kann verschiedenen Zwecken dienen, und birgt in der Lade doch die nötigen Schreibutensilien. Das marmorne Tintenfaß oder gar das vollständige Schreibzeug hat sich ohnedies überlebt, seit wir den einfachen Zylinderhalter in der Tasche tragen.

Und nun zur Hausfrau! Küchentische, liebe Hausfrau, an denen wirklich gearbeitet wird, sollen unten keine Querbretter haben, mag es auch noch so bequem sein, dort Schüsseln und Eimer abzustellen. Die Querbretter stören beim Sitzen, und die Küchentarben, wie Gemüsesuppen und dergleichen, soll man doch im Sitzen ausführen, nicht wahr, liebe Hausfrau? Wichtig und zweckmäßig sind Küchentische mit ausziehbarer Platte nach möglichst vielen Seiten.

Und dann die Nachttische! Nur in sehr seltenen Fällen, vor allem im Krankenzimmer, werden sie wirklich gebraucht. Die Utensilien des Schränkchens unten erübrigen sich in einer neuzeitlichen Wohnung. Für die Kleinigkeiten, die abgelegt werden müssen, für die Uhr, die Lampe —

die noch besser über dem Bett angeschraubt und zum Verstellen oder Verschieben eingerichtet ist — für ein Buch ist eine Abstellplatte ausreichend. Sie kann am Bett oder an der Wand befestigt sein und hygienisch aus Glas oder Emailleblech bestehen.

Belag von Tischen, auf denen man keine Decken dulden will, kann verschieden gewählt werden. Wohlverstanden: wir sprechen von Gebrauchstischen, die nicht „geschönt“ werden können wie formschöne Holztische, die man blank poliert als Augenweide ohne Decke stehen lassen kann. Opakglas hat den Vorzug größter Glätte und Sauberkeit, die starke Platte braucht nicht einmal in den Tischrahmen eingelassen zu werden. Linoleum muß eingelassen werden, damit die Kanten sich nicht abstoßen. In die Ritzen bringt leicht Schmutz. Belag aus weichem Gummi hat den Vorzug, immer besser zu werden, je länger man ihn schmiert. Man braucht ihn auch nicht einzulassen, er saugt sich fest.

Achtung, Hausfrau!

Salat zu jeder Mahlzeit!

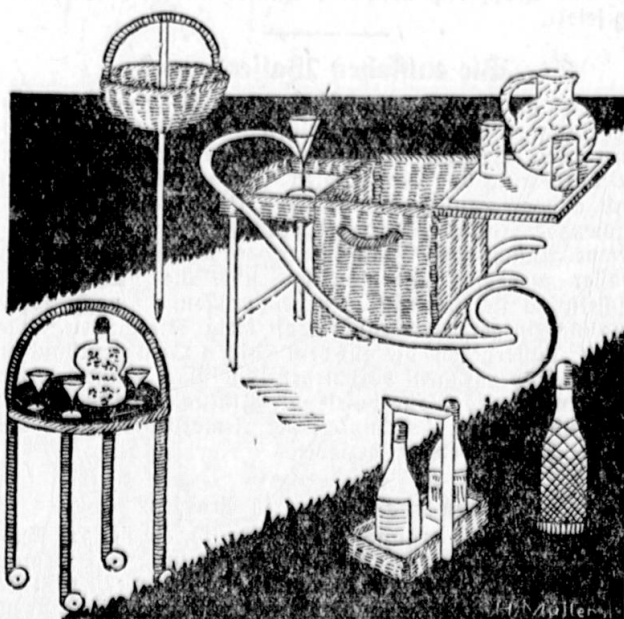
Auch diejenigen Hausfrauen, die aus bestimmten Gründen eine betont vegetarische Kost für ihre Familie ablehnen, sollten bedenken, daß zur Sommerzeit die natürliche Frischkost all jene wichtigen Aufbau- und Nährstoffe enthält, die man später im Winter so bitter vermißt und durch künstlichen Ersatz auszugleichen versucht. So sollte jede Mahlzeit in dieser Jahreszeit, die uns Frischkost verschiedenartig bietet, wenigstens mit einem rohen Obst- oder Salatgericht beginnen.

Wichtigste Vorbedingung für die Wirkung der Frischkost ist gründliche Reinigung. Die Salate werden von weissen Blattseiten befreit und eine Viertelstunde in möglichst großer Schüssel schwimmend in kaltem, mehrfach ergänztem Wasser gespült. Jeder herrscht noch in vielen Haushaltungen die Unsitte, das gebrauchte Spülwasser nur abzugießen und frisches Wasser auf das zurückgehaltene Spülgut fließen zu lassen. Damit bleiben keine Schmutzteile, nicht selten sogar Würmer zurück. Man rührt vielmehr mit der Hand das Spülgut durch, wartet bis die Blättchen oben schwimmen und schöpft sie dann mit dem Sieber oder Reffelsäcken ab. Blattsalate sind schmackhafter in ihrer Tunke, wenn sie nach dem Spülen gut trocknen können. Und natürlich niemals warm spülen!

Einige gute, gesunde Tuntenteezepte für Salate, die mit Küchenkräutern nach Geschmack verfeinert werden können: auf drei Eßlöffel Öl den Saft einer halben Zitrone und eine Messerspitze Sellariefalz, gut durchgeschüttelt oder geschlagen. Salatkräuter ohne Öl bestehen aus dem Saft eines ganzen Zitronen, einem Teelöffel Zucker, wenig Sellariefalz und ein wenig geriebener Zwiebel sowie reichlich Küchenkräuter. Sehr köstlich ist die Eiertunke für Salate: Ein gewiegenes Ei wird mit dem Saft einer halben Zitrone, einer Messerspitze Sellariefalz, ein wenig Senfpulver, zwei Eßlöffel Öl und Küchenkräutern gut geschlagen.

Das praktische Heim

Stumme Diener für Garten und Balkon



Eine lustige Schiebkarre ist das! Sie dient eigentlich der Aufnahme von Gartengeräten, von gemähtem Gras, Pflanzen und so fort, läßt sich aber ebenso gut für das Gartenpicknick gebrauchen, denn Frucht-saffrüge und Bonmangeln finden guten Stand auf den Aufschlagklappen. Praktisch ist auch der runde, vierbeinige Tragkorb auf Rädern, der Cocktail- und Bonmangeln, Kaffee- und Teegedecke mühelos trägt, während für Getränke, die kühl gehalten werden sollen, ein Körbchen mit künstlicher Kälteabkühlung oder eine Einzelschalenkühlung zu empfehlen ist. Nur für wirkliche „Gartenarbeit“ ist der Henkelkorb gedacht, der sich auf einem Stab mit Eisen Spitze am jeweiligen Arbeitsplatz sicher in die Erde rammen läßt.

Das rufende Schiff

Von Christoph Walter Dren

Weiter als sonst waren Lord und Lady Duderion in die Weinberge Madeira hineingegangen. In der Nacht brütete noch eine unerträgliche Hitze, während hier oben auf den Bergen ein erfrischender Wind vom Meere herüberwehte.

Je höher sie kamen, um so erquickender wurde die Luft, um so freier der Blick auf das blaue Meer, das in sanfter Brandung einen silbernen Gürtel um die felsige Küste schlang.

Und dort leuchtete aus dem Grün der weiße Giebel eines Wingerhäuschens, vor dem eine Bank und ein Tisch standen.

Sie ließen sich nieder.

Niemand schien es zu bemerken, niemand zeigte sich. Eine fast einschlafende Stille umgab sie.

Doch da huschte etwas aus der Tür. Ein Kind, ein Mädchen von vielleicht acht Jahren, wollte über den Weg hinüber. Es blieb stehen, starrte die Fremden aus großen Augen an.

Das ganze Gesicht war das eines Engels, und die Lady meinte ein schöneres nie gesehen zu haben.

„Wie heißt du, Kleine?“ fragte die Lady.

„Manuela!“

„Komm näher, Manuela!“

Und das Kind kam ohne Scheu, mit leichten, schwebenden Schritten.

„Wohnst du in diesem Hause?“

„Ja, Senhora!“

„Hast du noch Geschwister?“

„Nein, Senhora!“

„Wir hätten gern eine Erfrischung“, sagte der Lord, „einige recht saftige Trauben. Kannst du uns die bringen?“

Die Kleine schien zu überlegen.

Da schalt eine harte männliche Stimme: „So antworte doch, du dummes Ding! Hast du nicht gehört, was dich die Herrschaften gefragt haben? Günst! Tante Lola wird dir die Trauben geben.“

Ein ängstliches Zusammensucken und das Kind lief schnell davon.

Der Mann trat aus dem Türrahmen, grüßte die Gäste — ein eckiger Weinbauer mit groben Zügen. Die Hand, die die Mütze zog, mochte wohl auch lose zum Schläge sein.

„Das Kind wird mich nicht gleich verstanden haben“, sagte der Lord begütigend.

„Oh, es gibt nur nicht ordentlich acht! Ist immer so! Wird mir noch manchen Verdruß machen!“

„Aber doch auch Freude. An solch einem Kinde muß man Freude haben“, erwiderte die Lady.

„Es ist nicht mein Kind, nicht mein eigenes! Hab's nur zur Pflege, zur Aufbewahrung!“ Er lachte dazu, aber so, als wäre er dieses Amtes nicht froh. „Und wer's wahrscheinlich für immer behalten müssen. Man ist zu gutmütig, viel zu gutmütig!“

„So ist die Kleine eine Waise?“

„Die Mutter war eine Freundin meiner Frau. Sie starb vor fünf Jahren. Ein Unglück, gewiß, aber ein Mann soll darüber nicht den Verstand verlieren. Und das ist der Pedro, der Vater Manuelas. Er war ein lustiger Bursche gewesen und lief nun herum wie ein Veffener, hatte keine Ruhe mehr zur Arbeit, war fortwährend auf dem Friedhof oder draußen in der Wildnis, und kümmerte sich wenig um das Kind.“

Es wäre zugrunde gegangen, wenn meine Frau nicht danach gesehen hätte, und als der Pedro eines Tages verschwunden war, nahm sie's ganz ins Haus.“

„Verschwunden —?“

„Er ist auf einem der großen Dampfer, die hier anlegen, nach Brasilien gefahren. Schrieb einmal, daß er wieder von sich hören und sein Kind nachkommen lassen würde, hat seitdem aber noch nichts verlaute lassen. Ist am Ende auch schon tot, und wir haben zeitweise die Last mit der da!“

Er wies auf die Kleine, die ein Körbchen voll frischgepflückter Weintrauben brachte.

Als Lady Duderion am Abend mit dem Gatten wieder auf der Terrasse ihres Hotels in Funchal saß, sprach sie viel von der kleinen Manuela.

„Wie sie uns beim Abschied nachschaute! So lange sie uns sehen konnte. Am liebsten wäre sie wohl mit uns gegangen.“

Zwei Tage danach flog die Lady hinauf nach dem Wingerhause. Ihr verlangte nach dem Kinde.

„Vielleicht darfst du es einmal mit herunterbringen“, hatte der Lord geantwortet, als sie ihm ihr Vorhaben mitteilte. „Es wird die Stadt ja kaum kennen.“

So wurde die kleine Manuela der Gast der Fremden aus England.

Auf der Reede lag die schlanke, weiße Yacht Lord Duderions. Man ließ sich hinüberfahren. Wie sehr das Kind sich über das Wasser freute! Aber auf der Reede lag auch einer der großen Amerikadampfer.

Manuela blickte mit ihren großen, schönen Augen zu ihm hin und sagte:

„Damit ist mein Vater gefahren!“

„Das wußte die Lady. Sie hatte bei ihrem zweiten Besuch im Wingerhaus noch mehreres gehört.“

„Mein Mann“, hatte ihr die Wingerfrau gesagt, „mag das Kind nicht, weil es nicht genug von ihm hält. Es spricht immer von seinem Vater, an den es sich deutlich erinnert, den es nicht vergessen kann. Und es möchte dort sein, wo sein Vater ist.“

Das war es also.

Und wenn die Einrichtung der eleganten Yacht die kleine Manuela auch fesselte und zu klugen Fragen anregte, am liebsten war sie doch auf dem Meer, wo die Wellen, die das Fahrzeug schaukelten, ihre Sprünge heraufwarfen, und immer wieder war es der breit und schwer auf dem Wasser liegende Amerikadampfer, auf den es mit dem Finger deutete: „Damit ist mein Vater gefahren!“

Die Lady zeigte ihrem kleinen Besuch auch Bilder und erklärte sie ihm.

„Sieh her, das ist das Haus, in dem wir in England wohnen!“ Es war ein Schloß mit Türmen und Zinnen

und hohen Vogensfenstern. Und davor ein großer Rasenplatz.

Das Köpfchen war ganz nahe bei ihr, lag fast an ihrer Brust. Wie hatte sich ihr ein Kind so angeschmiegt, nie hatte sie diese Wärme empfunden.

„Möchtest du auf diesem Rasen spielen?“ fragte sie und wartete bestochen auf die Antwort und war glücklich, als sie belachend lautete. Sie möchte dort spielen und möchte die Rebe streicheln und füttern, die auf einer Parterre von einem Wärrer gefüttert wurden. — — —

Nun war es beschlossen: man wollte die kleine Manuela mit nach England nehmen, wollte sie erziehen lassen. Wie eine Tochter sollte sie gehalten werden, sollte wohl einmal die Tochter werden. Mit allen war sich Lord Duderion einig geworden, mit den Pflegettern in den Weinbergen, mit den Behörden in der Stadt.

Und eines Tages setzten die Matrosen den Heimatswinzel. In der Nacht wollte man den Anker lichten.

So hatte der Lord bestimmt, als die Lady ungeduldig nach Hause drängte. Es würde ja nicht mehr einsam in dem großen Hause sein. Ein Kind würde darin sein, ihr Kind!

Der Lord hatte die Nachtzeit zur Abfahrt gewählt. Es sollte der Kleinen nicht schwer werden, sich von ihrer sonnigen Heimat zu trennen. Sie würde schlafen, wenn man die Yacht verließ, und die Insel würde ihren Blicken verschwunden sein, wenn sie erwachte.

Dunkelheit. Manuela schlief.

Aber plötzlich schrak sie auf von einem Geräusch, das sie nicht kannte. Ein Zittern durchlief das Schiff.

Sie horchte, sprang aus dem Bettchen und schlüpfte auf Deck.

Am Bug sah sie die Matrosen beschäftigt. Die Ankerkette bewegte sich.

Und was war das da drüben?

Das Schiff, mit dem der Vater gefahren war. Oder ein anderes?



Zeichnung: Krusch.

Aber jetzt war das Wasser schwarz und das Schiff so hell. Licht an Licht. Hundert blinkende, blinkende Fenster. Und ganz oben ein Licht wie ein Stern. Aber die Sterne waren viel kleiner.

Sie wollte dort sein, wo der Vater war und schritt in traumhafter Sehnsucht darauf zu.

Und die Wellen trugen sie weiter. — — —

Möblierter Herr hat Gäste

Von R. R. Neubert

Auch ein möblierter Herr kommt hin und wieder in die Verlegenheit, eine kleine Gesellschaft geben zu müssen. An Geburtstagen zum Beispiel. Dann sieht sich der möblierte Herr vor einer Aufgabe, die man herkömmlich als dreizehnte Prüfung hätte stellen sollen: er wäre gescheitert.

Es werden „nur“ elf Personen erscheinen. Ständige Sitzgelegenheiten — den Divan mitgerechnet — gibt es für sechs Leute. Also müssen sechs weitere Sitzgelegenheiten beschafft werden. Die Wirtin ist großmütig und stellt aus ihrer guten Stube die beiden almodischen Büschelstühle zur Verfügung. Gleich taucht die Frage auf: wem soll man sie denn anbieten? Gibt ein Büschelstuhl unter diesen Umständen als Auszeichnung? Oder stellt ein Büschelstuhl eine Zumutung dar? Aus der Küche kann man schließlich noch einen Stuhl nehmen. Falls ein Küchenstuhl degnabiert, wird man ihn mit einem Kissen tarnen.

Die übrigen fehlenden Stühle wird man sich von Börmides, die auf demselben Stuhl wohnen, borgen müssen. Acht Tage vor der Geburtstagsfeier muß man Frau Börmide im Treppenhof doppelt aufmerksam grüßen, ihr sogar einmal das übervolle Martney abnehmen und nach oben tragen.

Elf Personen werden erscheinen: elf Tassen, Gläser, Teller, Köffel, Gabeln, Messer müssen besorgt werden. Die Wirtin — einsame Witwe mit Dreizimmerwohnung — schließt einen Schrank auf und entnimmt ihm mit feierlicher Miene Geschirr. „Schönen Sie's nur! Daß ja nichts entzweielt!“ Es sind alles Stücke aus meiner seligen Aussteuer.

Man übernimmt die volle Verantwortung für elf Leute, die nach Herkommen, Charakter, Temperament grundverschieden sind. Der eine ist Zeichner, der eine Schriftsteller, der andere Kaufmann, einer Schauspieler, einer sogar Jodel. Drei haben eine eigene Wohnung und sind gewohnt, so viel Krach zu machen, wie sie nur wollen. Solche Leute sind gefährlich.

Ob man ihnen die Büschelstühle anbietet? Ach, man hat vorher noch andere Sorgen. Man muß unbedingt ein paar moderne Platten für das Grammophon besorgen. Die alten, abgelackten Dinger kann man unmöglich auflegen. Galt! Der Herr, der das andere Zimmer bewohnt, hat ausgezeichnete moderne Platten. Schläger; das richtige. Eigentlich wollte man den Herrn wegen neuem Krach zu Rede stellen, aber jetzt darf man es nicht. Man muß den Herrn um die Grammophonplatten bitten.

„Eine kleine Gesellschaft geben Sie? Rett! Auch Damen? Hübsche Damen?“ —

Am nächsten Morgen winkt er mit dem Zaunpfahl. „Ich habe mir für Mittwoch noch nichts vorgenommen. Wissen Sie nicht, wo man Mittwoch einen amüsanten Abend verbringen kann?“

Man klammert von einer Bar, in der man nie war, von der man nur durch einen auf der Straße empfangenen Reflektierkasten erfahren hat.

Der Herr steht enttäuscht aus. „Mal sehen!“ sagt er und zieht sich gekränkt zurück.

Zum achten Male heute ringt die Wirtin ihre Hände, beschwört sie, flüstert, seufzt, jammert sie: „Daß ja nichts von dem Porzellan beschädigt wird. Und achten Sie darauf, daß keine Zigarettenasche auf den Teppich fällt. Ihr Vorgänger war in dieser Hinsicht ein Idealmieter.“ Für welchen Nachfolger wird man — sonst entsetzt terribel aller Wirtinnen — der Idealmieter sein?

Als der Vortage schwerputzend den bestellten Wein bringt, eine hübsche Kollektion, sagt die Wirtin recht spitz: „Hoffentlich haben Sie nicht vergessen, daß in acht Tagen die Miete fällig ist!“ Beifällig meint sie dann: „Übrigens,

Sie werden mir doch am Ersten etwas mehr für Lichtverbrauch geben?“

Die drei Leute, die eine eigene Wohnung haben, werden bald für die Verhältnisse eines möblierten Herrn zu laut. Wie ein Panther im Gebüsch belauert man Karl, dessen Zigarette einen starken Nischenreißer bekommt. Karl unterhält sich angeregt mit Lila. Die Mische fällt auf den Teppich. Man seufzt.

„Was ist denn dir?“ wendet sich eine Freundin um. „Nun ist man wieder ein Jahr älter geworden!“ fällt einem da ein. „Und man hat noch keine Wohnung!“

„Kommt schon noch!“ wird man von den drei Leuten getrüffelt, die zu Hause so viel Krach machen können, wie sie nur mögen. Wenn man eine eigene Wohnung hätte, brauchte man jetzt nicht totschlag zu werden, weil Paul eine Unterstufe jerschlügt. So aber wird man sich selber und liest sorgsam, ach so sorgsam, jedes einzelne Splitterchen vom Teppich.

„Du bist doch so pedantisch!“ sagt jemand.

Aber die Feier ist, von solchen Zwischenfällen abgesehen, wirklich nett.

Leider kann man noch nach zwei Stunden, nachdem sich die Gäste verabschiedet haben, nicht einschlafen. Das Zimmer ist nikotinverpestet, obwohl man reichlich gelüftet hat. Und man findet jetzt, allein im Bett, daß man sich doch ein bißchen zu große Ausgaben gemacht hat. Ob es am Ersten zur Miete reichen wird? Der Schlaf ist von bösen Träumen beschwert. Man erwacht mit einem Ater. Am andern Morgen zeigt einem die Wirtin sieben Fiedle auf dem Teppich, man hat selbst nur vier entdecken können. Die zerbrochene Unterstufe verlegt die Wirtin in Welt-schmerzstimmung.

Man verspricht reuig Ersatz. Auch dem Herrn, der das andere Zimmer bewohnt. Er empfängt einen ziemlich ungemütlich: „Wie konnten Sie mir nur jenes Lokal empfehlen! Ich war gestern dort. Das nennen Sie sensationelle Aufmachung, raffiniert und dabei preiswert? Ein elender und teurer Laden ist das! Und was sehe ich? Eine Grammophonplatte ist kaputt. Und, ach, ausgerechnet meine Lieblingsplatte? Herr, die kostet in jedem Geschäft sechs Mark!“

Ein Trost, daß man nur einmal im Jahr Geburtstags feiert.

Wie entstehen Wasserhosen?

Es gibt auch heute noch verschiedene Naturerscheinungen, über deren Ursprung die Gelehrten nicht einer Meinung sind. Und trotzdem man glaubte, sich über die Entstehung von Wasserhosen einig zu sein, wurde man doch anderer Ansicht, als neueste Untersuchungen über-raschendes Tatsachenmaterial brachten. Die bisher vertretene Ansicht, daß Wasserhosen durch Auflagerung von Wasser aus den Meeresstellen, über die diese Natur-erscheinung sich bewegt, entstehen müssen, ist nach Überzeugung einiger Meteorologen oft irrig. Sie fanden nämlich in Wasserhosen, die auf dem stillen Ozean entstanden und zu Ende gingen, verschiedentlich süßes Wasser. Nun schließen sie, daß Wasserhosen ihre Flüssigkeit oftmals aus der kondensierten Feuchtigkeit der Atmosphäre, durch die sich der Wirbel bewegt, beziehen.

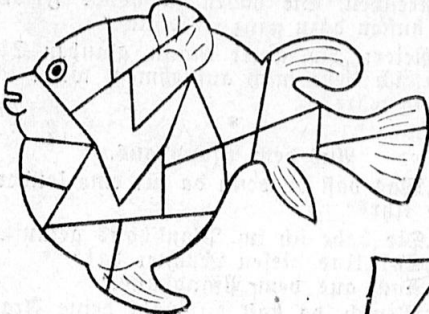
Gauß und Werther in Arabien.

Die Zentrale arabischen Schriftstums, die sich zur Aufgabe gemacht hatte, die arabische Jugend mit der Literatur des Abendlandes bekannt zu machen, sorgte an erster Stelle der zur Auswahl gelangten europäischen Dichtungen dafür, daß Goethes „Faust“ und „Die Leiden des jungen Werther“ ins Arabische übersetzt wurden.

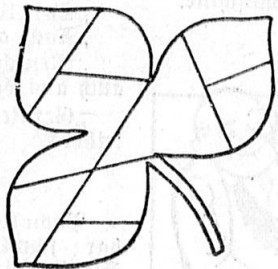
Spielplatz der Jugend

Allerlei Bastelei

Zusammenheftele — Für die kleine Schneiderin
Das Blatt und der Papageiensisch.



Heute geben wir euch zwei Zusammenheftele, die ihr aber erst fertig machen müßt. Ihr könnt sie auf Karton vergrößern auf-



zeichnen und dann ausschneiden, ihr könnt aber auch das Blatt auf Karton ziehen und dann, wenn es getrocknet ist, ausschneiden. Wer viel Spaß an dem Herumräteln hat, kann sich das Spiel mit der Laubsäge aus Zigarrenstiftenholz heraus schneiden; es ist dann ja unbegrenzt haltbar. Wer für den Heimbau solche zeitvertreibenden Spiele haben möchte, paßt die Vorlage auf mehrere Kartonsblätter durch und schneidet dann aus, aber jedes einzeln bitte! Die zusammengehörigen Teile werden jede in ihren besonderen Briefumschlag gefaltet und dann an die Anwesenden verteilt — jeder kriegt ein Blatt oder einen Fisch und muß sein Geschick versuchen. Wer zuerst fertig ist und es richtig gemacht hat, hat gewonnen.

Das Puppentisch — selbstgemacht!

Den Schnitt zum Puppentischchen, den ihr hier seht, müßt ihr auf einem karierten Papier genau vergrößern, dann aus Zeitungspapier ausschneiden und zusammen-



Zeichnung: Krusch.

heften. Nun wird der Schnitt nach Puppentischchen so geändert, daß ihr es wagen könnt, einen kleinen Rest Stoff daran zu verheften. Ist der kleine Rest zur Zufriedenheit ausgefallen, dann kann der Stoff durch Sticker verziert werden. Vergeht nicht, beim Zuschneiden des Stoffes an den Nähten ein Zentimeterbreite zuzugeben! Ist der Stoff sehr dick, dann nehmt die Naht nicht doppelt, sondern näht sie einfach mit kleinen Hinterstichen und übersticht dann die Schnittflächen, damit keine Fäden sich lockern können.

Schachaufgabe



Matt in zwei Zügen.

Kontrollstellung: (17 Figuren).

Weiß (8 Figuren) König a6, Dame e2, Springer b4, f1, Turm b5, Bauer a4, a5, e3.

Schwarz (9 Figuren) König e4, Dame h2, Springer h1, Läufer a1, Bauer b6, c3, e4, f3, h3.

Silbenergänzungsaufgabe.

— fi —
— net —
— li —
— zi —
— van —
— li —
— ber —

An Stelle der Striche setze man vorstehend die 14 Silben an an as ju ba ho f i u na o n re te ti, daß dreifelhige Wörter entstehen, die in ihren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und in den Endbuchstaben

Ob man einmal einen Hut probiert?

Einen neuen Hut fürs Püppchen zu nähen, das ist gar nicht so schwer. Nach der Bildansicht schneidet ihr die Stoffteile aus Stoff und Gaze zu und näht sie von links aneinander. Ihr könnt dann noch einmal von rechts mit Bierlich darüber nähen. Dann füllt man Stoffkopf und Gazekopf mit den linken Seiten gegeneinander zusammen und näht die unteren offenen Seiten zusammen. Zum Rand schneidet man zwei Stoffteile und einen Gaze teil, klebt den äußeren Rand der Stoffteile zusammen, schiebt die Gaze dazwischen, klebt den Rand in gleichmäßigen Abständen und bringt an der Innenseite kleine Einschnitte an, um den Hut richtig der Stoffweite anpassen zu können. Dann werden Rand und Kopf zusammengeheftet, innen mit einem Band sauber gemacht — und fertig ist der Hut. Die Klappe besteht aus zwei Stoff- und zwei Gaze teilen, die mit Nähten zusammengeheftet sind. Der Rand kann mit Gaze geflickt werden. Die Falte auf der Kopfmitte kann durch eine Feder gehalten werden. Ist der Versuch geglückt, dann könnt ihr vielleicht für euch selbst Hut oder Klappe nacharbeiten.



Zeichnung: Krusch.

Die fahrende Kinderstube

Eisenbahnen, deren Fahrpläne tagelang unterwegs sind, entwickeln natürlich einen anderen Stil als Bahnen, die ihre Passagiere nur für wenige Stunden beherbergen. Kein Wunder, daß die amerikanischen Bahnen, die Wochen für Wochen von einem Ende der USA zum anderen brauchen, ganz andere Ansprüche befriedigen müssen als unsere Verkehrsnetze. Nachdem man in dem Zug dort drüben außer dem Theaterwagen auch das Kino, Spielzimmer, Ping-Pongräume und ähnliches eingerichtet, ging man vor kurzem daran, auch den reisenden Kindern Gerechtigkeit zuzukommen zu lassen. Man baute einen Wagen für Säuglingspflege und Kinderbetten, der von ausgebildeten Schwestern betreut wird. Die Mitreisenden haben nicht mehr nötig, sich über die kleine Gesellschaft zu ärgern, für deren Mängel die Mütter einen so durchaus anderen Maßstab haben als Unberechnete.

Die Heimat der Leckerbissen

Woher kommt . . . ?

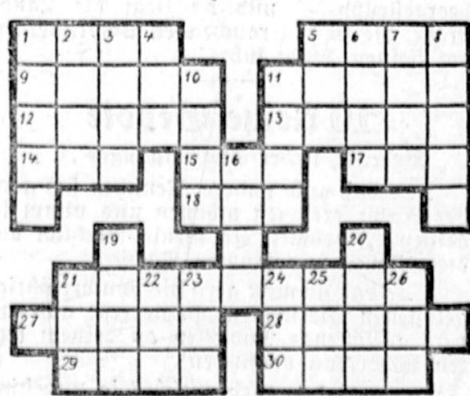
... der Kaffee? Aus Brasilien, Guatemala, Java.

Für Sportler aber sicherlich von heimischen Getreidefeldern.

... der Kakao? Aus Afrika oder Westindien. Ist aber Kakaobohnen enthalten, dann sicherlich von deutscher Schokolade.

... die Süßfrucht? Aus Afrika, Westindien, Hawaii, Italien, Spanien; manchmal aber auch aus heimischen Treibhäusern.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts: 1. Prophet, 5. Nebenfluß der Donau, 9. Gegerbte Tierhaut, 11. Gasthaus im Riesengebirge, 12. Gegenstand eines Vortrages, 13. kleines Raubtier, 14. Veraweide, 15. Erfrischung, 17. geographische Bezeichnung, 18. Lebensbund, 21. Gewebe, 27. Wagenladung, 28. altgriechische Stadt, 29. verstorbener englischer Staatsmann, 30. Stadt in Frankreich. b) Von oben nach unten: 1. Teil der Kirchengemeinschaft, 2. gemahlenes Getreide, 3. Lust, 4. biblische Person, 5. Titel, 6. Fahrzeug, 7. Mutgefäß, 8. weiblicher Vorname, 10. Vogel, 11. Nebenfluß der Saale, 16. Handwerkszeug, 19. Damm, 20. Titelheld eines Romans von Gustav Freytag, 21. anderer Ausdruck für Unwahrheit, 22. Volksstamm, 23. französischer Marischall, 24. Zerkünder, 25. Papageienart, 26. russischer Strom.

Dentsportaufgabe.

Sechs Personen sitzen vergnügt bei einer klaren Wein. Wie oft erlangen die Gläser, wenn ein jeder mit dem andern einmal anstößt? Die Lösung soll lediglich durch Nachdenken gefunden und bewiesen werden.

... die Sardine? Aus Frankreich, Portugal, Afrika — aber auch in Deutschland ist man jetzt weit vorgeschritten in der Erzeugung dieser kleinen in Öl eingelegten Fische.

... die Anster? Aus holländischen und englischen Fischereien.

... Das Gewürz? Aus dem indischen Archipel, von den Gewürzinseln und den Antillen.

Die ganze Welt schafft und müht sich für den Magen des Feinschmeckers . . .

Allerlei Wissenswertes.

Der rücksichtslose Weder.

Die Brüsseler Ausstellung zeigt einen neuartigen Weder, der für besonders ungern aus dem Schlafe erwachende Junggefallen und Junggefellinnen erdacht wurde. Er setzt nämlich zur bestimmten Zeit ein Grammophon in Tätigkeit, das eine Schallplatte vom zartesten Piano bis zum stärksten Lauton spielen läßt. Ist die Schallplatte abgelaufen, so setzt die abspringende Nadel eine elektrische Kaffeemaschine in Tätigkeit und in einer Viertelstunde ist automatisch das Frühstück fertig.

Eine originelle Rechnung.

Der Erzkönig Alfons von Spanien erhielt eine sonderbare Rechnung, die lange umhergereist war, bis sie ihr richtiges Ziel erreicht hatte. Es handelte sich um ein Merinoschaf, das ein spanisches Gut zu Zuchtzwecken auf einer australischen Ausstellung gekauft hatte. Aber als in Spanien die Unruhen ausbrachen, wollte der australische Besitzer sicher gehen und auch den zweiten Teil der Kaufsumme vor der Ablieferung sehen. Der Käufer war in Spanien nicht aufzutreiben, dann kam es heraus, daß der eigentliche Gutseigentümer der König war, und nun erhielt er die Rechnung für die bereits einige Jahre dauernde Pflege des Schafes, von dem er noch nie ein Stückchen Wolle gesehen hat.

Wollenn wir mal laufen?

Der Schaubudenbesitzer zeigt einen Käfig mit einem Löwen und einem Kaninchen.

„Vertragen die sich denn?“ fragt Peter.

„Ja, meistens vertragen sie sich“, erwidert der Besitzer.

„Und wenn sie sich nun mal nicht vertragen?“ will Peter wissen.

„Dann nehme ich ein neues Kaninchen . . .“ erklärt der Schaubudenmann.

„Nun, Hanschen, wie war es bei deinem Freund Kurt? Kamst du auch gelegen?“ — „Ja, Mutter, als ich eintrat, empfing mich Kurts Mutter mit den Worten: Der hat uns gerade noch gefehlt.“

„Warum stellen Sie denn den Hühnern kochendes Wasser hin?“

„Ich will versuchen, ob sie dann gekochte Eier legen.“

„Hallo, Fräulein! Kann Ihr Hund schönmachen?“

„Ja, freilich.“

„Na, dann lassen Sie sich man von ihm 'n anderes Gesicht machen!“

Er läßt sich niedergeschmettert auf einen Stuhl fallen: „Alles futsch — die Bank, auf der wir unser ganzes Geld hatten, ist bankrott!“

Sie (tröstend): „Aber das ist doch halb so schlimm. Wir haben doch das Scheckbuch hier zu Hause!“

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Schwarz hält die Partie unentschieden.

Weiß muß den c-Bauern schlagen und erhält wohl die Dame, aber der schwarze Bauer auf der f-Linie ist nur durch Pattstellung aufzuhalten oder durch ewiges Schach. Weniger geübte Spieler halten eine solche Stellung oft für verloren und gehen vorzeitig auf

1.) K e7 — d6, K d3 — e4; 2.) K e6, K f4; 3.) K d7, K g3; 4.) e5 — e6, f5 — f4; 5.) c6 — e7, f4 — f3; 6.) e7 — e8, d3 — f2; 7.) d e8 — g8 +, K g3 — h2, remis.

Dentsportaufgabe.

Hildegard muß sagen: Elf Erbsen.

Kreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten: a) von links nach rechts: 1. Ahar, 5. Zbale, 10. Nieb, 11. Ares, 12. Ideal, 14. Ahar, 15. Misse, 17. Bat, 19. Feuer, 22. Eider, 25. Nobel, 28. Ahar, 29. Solo, 30. Lenbe, 31. Marie. — b) Von oben nach unten: 1. Arie, 2. Eib, 3. Tee, 4. Adam, 6. Me, 7. Art, 8. Leo, 9. Gera, 13. Leber, 14. Ahen, 16. Sau, 18. Seal, 19. Feib, 20. Nofa, 21. Aloc, 23. Ire, 24. Dan, 26. Bor, 27. Eli.

Silbenrätsel.

1. Dabst, 2. Znnung, 3. Erzieher, 4. Preslau, 5. Ofende, 6. Skorpion, 7. Helgoland, 8. Erdbeere, 9. Imitation, 10. Timbuktü, 11. Skulptur, 12. Ipolu, 13. Charakter, 14. Türkis, 15. Kanada, 16. Eisenach, 17. Invalide, 18. Alfortin. — Die Boshheit sucht seine Freunde, nur Urjachen.

Wieviel waren es?

Wenn man die Zahl der Herren = x und die der Damen = y setzt, so ist die erste Gleichung $x + y = 48$. Ferner, da 6 Herren mehr sind als Damen, so ist die zweite Gleichung $x = y + 6$. $1. x + y = 48$; folglich $x = 48 - y$, $2. x = y + 6$. Aus beiden folgt: $48 - y = y + 6$, folglich $48 - 6 = y + y$, d. i. $42 = 2y$, folglich $y = 42 : 2 = 21$. Also $x = 48 - 21 = 27$.

Noch einmal:

Unsere lieben Gäste

Buttermilch ist zu Gast. Buttermilch kommt neben der Hausfrau zu Stuhle.

Eine gutgebratene Gans wird aufgetragen. Man stellt sie direkt vor Buttermilch. Buttermilch strahlt:

„Seht her! Ich sitze direkt neben der fetten Gans!“

Die Hausfrau schaut verwundert. Da wird Buttermilch rot und stottert:

„Verzeihung, gnädige Frau — ich meine natürlich die auf dem Tisch!“

Quetscher macht einen Besuch. — Quetscher sitzt und sitzt. — Quetscher will und will nicht gehen. Endlich sagt er: „Wirklich gemütlich ist es bei Ihnen!“

Der Hausherr krarrt: „Ja. Vor allem, wenn meine Frau und ich allein sind.“

Tell ist zu Tisch gebeten. Bei hochbornen Winkeln. Sonst speist Tell täglich im Restaurant, das hat auf ihn abgefärbt. Man bittet zu Tisch. Tell setzt sich. Vor ihm steht der Suppenteller. Vor dem Teller liegt die Serviette. Gedankenlos, in alter Gewohnheit, wischt Tell damit seinen Teller aus.

Die Hausfrau gibt dem Mädchen ein Zeichen. Wortlos nimmt das Mädchen den anscheinend schmutzigen Teller und stellt einen neuen hin. Tell wischt auch diesen Teller aus. Das Mädchen erneuert wieder den Teller. Tell schaut verwundert. Aber er wischt. So geht das fort. Raum kommt Tell nach. Schon wird das vierte Dutzend Teller hereingetragen. Tell kann kaum mehr. Wie er jetzt den neuen Stoß Teller sieht, wischt er während die Serviette zu Boden, steht auf und schimpft:

„Gnädige Frau, wenn Sie mich nur dazu eingeladen haben, Ihnen hier das ganze Geschirr zu putzen —“

Grümel war zum Kaffee bei Schmalhausens. Es gab Streuselkuchen.

„Können Sie mir nicht das Kuchenrezept geben?“

Die Hausfrau nickt: „Gern. Aber der Streuselkuchen, den Ihre liebe Frau das letztmal gebacken hat, war doch auch sehr gut?“

Grümel schaut: „Viel besser sogar! Kein Vergleich! Aber ich möchte, daß meine Frau auch endlich einmal beim Kochen so spart, wie Sie!“

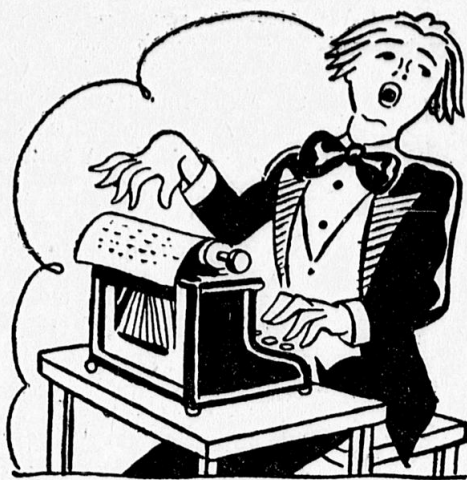
Der Schwäher.

„Ich bitte Sie wirklich, Alfred, schweigen Sie! Was sagten Sie doch gleich?“

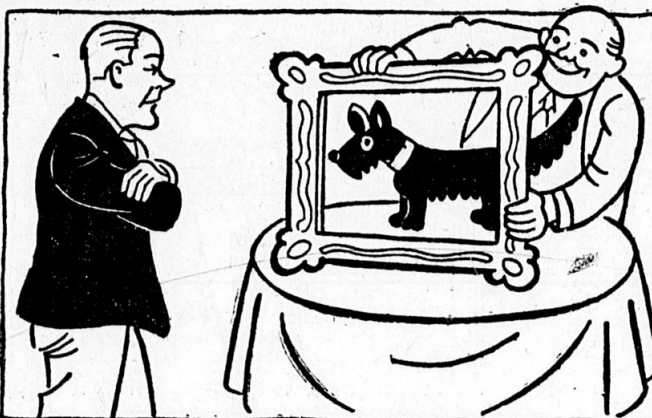
Immer im Beruf!



Bei Jongleuren denkt natürlich er den Tisch!



Der Musiker und die Schreibmaschine.



Der Kunsthändler will seinen Hund verkaufen.



Der Detektiv trifft sich mit seiner Braut.

Künstleranekdöten

Der alte Menzel malte einen hohen Herrn, der dauernd kritische Einwendungen gegen das Bild machte und dies und jenes anders haben wollte. Menzels Geduldssaden war bekanntlich nicht sehr lang gesponnen. So sagte er schließlich: „Wenn Sie mich jetzt noch lange mit Ihrem Dazwischenreden stören, dann male ich Sie zur Strafe so, wie Sie aussehen!“

Nalb.

Versicherungsagent: „Ich hege doch starke Bedenken, Ihren Aufnahmeartrag einzureichen. Sie haben ja hohes Fieber und husten dazu ganz entsetzlich.“

Meier: „Ja, guter Mann, glauben Sie denn, ich ließe mich aufnehmen, wenn ich gesund wäre?“

Aus dem Pfandhaus.

„Was hast du denn da für eine sonderbare Uhr?“

„Die habe ich im Pfandhaus gekauft.“

„Sol Und diesen Leuchter da?“

„Auch aus dem Pfandhaus.“

„Mensch, da hast du wohl deine Frau auch aus dem Pfandhaus geholt?“

„Geraten! Sie ist die Tochter des Pfandleihers.“

Bumpenphilosophie.

Bachulte steht einen jungen Kerl, offenbar schwer unter Alkohol, von einer Straßenseite zur anderen torteln.

„Schande“, meint Bachulte, „daß die Bengels heutzutage gar nichts mehr vertragen. Ehe die so richtig dazu kommen, sich zu besaufen, sind sie ja schon längst bejoffet.“

Überbings.

Da fährt er gerade aus dem Bahnhof — höhnisch grinsen die roten Schlußlichter den Unglücklichen an, der atemlos, in Schweiß gebadet, die bedauerliche Feststellung machen muß, den Anschluss veräumt zu haben. Dann stößt der Zurückbleibende den Stoßsenkzer aus: „Das ist furchtbar; weiter müssen und weiter wollen — und nicht weiter können!“

Hänschens Stohseuser.

„Eine komische Welt ist das! In der Schule, wo ich nichts weiß, werde ich immerzu gefragt, und wenn ich zu Hause reden will, sagt der Vater: Junge, sei ruhig!“

Schöne Aussicht.

„Neulich wag ich noch 121 Pfund. Nachdem ich vierzehn Tage lang die berühmten „Korpus-Plus“-Pillen gebraucht habe, wiege ich bereits 129 Pfund.“

„Pogblich! Marie mal! Da wiegst du ja in einem Jahre 129 plus 26 mal 8 ist 297 Pfund!“

Wald Feld und Heide

Unsere Insel

Es ist ein verzaubertes Stück Erde, unsere Insel. Nicht größer als vielleicht anderthalb Morgen liegt sie eingesprenkt im fruchtbaren Ackerfeld, begrenzt von fetten Wiesen. Inmitten unabsehbarer Ebene liegt sie im stillen Deutschland und unsichtbar jubiliert hoch über ihr die Verden, deren Triller sich vermischen mit dem nicht endenden Zirpen der Heimchen.

Ein Stück urwüchsiges Moorland, das ist die Insel. An einer Seite hat man versucht, Torf zu stechen, da liegen quadratische Lämpel voll schwarzen Moortwassers über die schwache steilufsteige Steige hinweg sich kreuzen. Winzige, vom Wind zerzaute Birken stehen fast bis zum Laub im hohen Blaubeertraut, niedrige Kiefern strecken breit ihre knorrigen Äste aus. Kar-nickel haben hier ihr Versteck und der Kranich flattert über der Insel seine Besuche ab. Löss verurteilt wuchern hier Kallapflanzen mit grünlichem Reich, und hier ist die weiße Heide dabei, die den Tod dem bringt, der sie findet. Schmale Steige führen zur Insel durch die wogenden Äder, und der Bauer, wenn er uns findet, ist un-gestalt — er scheint zu fürchten, daß wir seinen Grund und Boden nicht genügend respektieren. Aber wer die Insel besucht, der ist harmlos. Er sucht hier nichts anderes als Ruhe und Frieden, Weltverlorenheit und einen Traum ohne Zeit. Wenn um Mittag dann die Glocken des Kirch-turms herüberdringen, ist der Traum zu Ende. Der Besucher wendet seine Schritte der Stadt zu — der trodene und doch weiche, wie gefeberte Boden der Insel hebt leise — der heimliche Gang zwischen den hohen Salmen öffnet sich, ein Kranichen steht erschrocken über den Rain ins Brom-

beergestrüpp — und da liegt die Landstraße, die zu den rauchenden Schornsteinen der kleinen Stadt führt.

10 kleine Gebote

Bedenke, lieber Spaziergänger...

... daß auch andere Menschen sich gern der Natur erfreuen möchten und nimm in deinem Benehmen ein wenig Rücksicht auf diese lieben unbekannten Nächsten.

... daß sie nicht gern die von dir übrig-gelassenen Eierschalen, Papierreste und andere auffallende Andenken an deinem letzten Lagerplatz vorfinden.

... daß das Lied, welches so ungestüm aus deiner Brust dringt, nicht nur dem wehrlosen Naturliebhaber vielleicht sehr unerwünscht ins Ohr dringt, sondern auch eine Unruhe ins Revier trägt, die Förster und Wild gleichermassen mißbilligen.

... daß niemand dir deinen Blumenstrauß mißgönnt wird. Aber wenn du ihn zu früh pflückst, so daß er noch unterwegs verwelkt und von dir fortgeworfen wird, so stimmt er andere Wanderer trübselig und bedeutet eine sinnlose Verschwendung, auf die du gar kein Recht hast.

... daß dein Hund es ebenfalls lernen muß, sich draußen zu bewegen. Gestatte ihm nicht, auf eigene Hand umherzustöbern, wenn du ihn nicht verlieren willst.

... daß fortgeworfene Zündhölzer, Zigarettenenden usw. schon manchen Waldbrand verursachten, der unermesslichen Schaden verursachte. Ja, schon eine fort-geworfene Flasche kann zur Brennlinse werden, die Feuer stifet.

... daß bei deinem waghalsigen Baden in unbekannten Gewässern nicht nur du dich in Gefahr begibst! Stößt dir etwas

zu und du rufst um Hilfe, so bringt du durch deine Unbedachtbarkeit auch noch andere Menschen in Gefahr, die Rettungs-verfuche unternehmen.

... daß nicht nur Kornfelder nicht be-treten werden dürfen — auch Wiesen haben Schonung zu beanspruchen, wenn auch noch so schöne Blumen darauf blühen, die zur Fütterung viel zu schade sind!

... daß das in Garben aufgestellte Korn, das zu Haufen geordnete Heu nicht darum so geordnet wurde, damit du ein bequemes Lager zum Ausruhen hast, es bereitet dem in den Sommermonaten schwer arbeitenden Bauern unnötige Belastungen, wenn er sich deiner Nachlässigkeit wegen wieder eine Extraarbeit machen muß.

... daß junge Vögel, junges Wild oder andere junge Tiere in Wald und Feld für dich unberührbar sein sollen. Selten wirst du ihnen, wenn sie krank sind, helfen können, wenn du es auch noch so gut meinst. Du kannst dich vielleicht verächtlich machen und gegen die Jagdgesetze sündigen, ehe du es ahnst. Beobachte! du etwas, wo menschliche Hilfe dem Tier nötig erscheint, so mache lieber dem Förster Mitteilung davon.

Er war's!

Der Wanderer, der ergriffen von der Schönheit des am Berg aufstrebenden Hoch-waldes seiner Begeisterung Luft zu machen wünscht, beginnt voll Andacht zu singen:

„Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben...?“

Worauf ihm jemand auf die Schulter klopf und verschmüht flüstert:

„Gar kein Geheimnis, mein besser Herr, denn das war niemand anders als ich selbst...!“

Natürlich Gegemeister Anasterbart!

Kleines Legikon...

... der Weidmannssprache.

Geläute — das Wellen jagender Hunde bei der Parforce- oder Treibjagd.

Genossen machen — begehrtlich machen, daß heißt anreizen, wird in bezug auf den Hund gesagt, wenn er ein wenig tempe-ramentos ist und man ihn beispielsweise auf frischer, frakter Fährte arbeiten läßt und ihn dann, ans Wild herangefommen, loschnallt, das Wild stellen und tot ver-bellen läßt, worauf man ihm als Belohnung nach dem Zerwirken ein Stückchen Milz oder dergleichen überläßt.

Geräusch — nennt man Herz, Lunge und Leber des eharen Wildes, das im allgemeinen dem Jäger anheimfällt.

Geschildet — oder gepanzert nennt man Schwarzwild, das durch Reiben der Schul-terblätter an harzigen Stämmen sich so mit Harz bedeckt hat, daß sie hart wie ein Panzer geworden sind.

Geschnitz — heißt man die Extremitäten der Raubvögel und Reiber; das Fallen-laffen derselben heißt Schmeißen.

Gerecht — nennt man den Jäger, der das Weidmannswort gründlich versteht. Gerecht nennt man auch die Zeichen, die der Edelhirsch durch Fährte oder Benehmen beim Anschlag zeigt. Da zur Zeit, als das Wort gebräuchlich wurde, nur der Edel-hirsch im Ansehen stand, versteht man auch heute nur ihn unter diesem Wort. So daß zum Beispiel sich ein gerechter Reh- oder Damwildjäger nicht gut denken läßt.

Geschnitte — das den Säuen vorgewor-fene Futter.

Gesperr — die Jungen von einem Fa-sanengehebel (Gehed) — die Jungen einer Brut.

Geschoßer — die Lezung des eharen Federwildes der Niederjagd.

Gaar — die Bekleidung des vierfüßigen Wildes, die Säuen aber haben Borsten, die Haßen Wolle.